

Zeitschrift für Kulturgeschichte.

Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen,

Kustos an der Universitätsbibliothek in Jena.

Jährlich ein Band von 6 Heften zum Preise von 10 Mk.

Diese vorzügliche, überall wärmstens empfohlene Zeitschrift ist für die Kulturgeschichte das bisher so schmerzlich entbehrt Centralorgan. In ausserordentlich geschickter Weise redigiert, erfreut sie sich der Unterstützung aller namhaften Fachmänner des In- und Auslandes und bedeutet daher eine wirkliche Förderung der Kulturgeschichte. Sie sollte bei keinem Geschichtsfreund, in keiner Bibliothek fehlen. Aus dem reichen Inhalt des ersten Bandes seien folgende Aufsätze besonders hervorgehoben: Zur Einführung. Von G. Steinhausen. — Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter. Von K. Lamprecht. — Thomas Campanella. Von E. Gothein. — Sechzehn deutsche Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter. Von G. Steinhausen. — Aus dem Vereinswesen im römischen Reiche. Von W. Liebenam. — Ueber die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter. Von F. v. Bezold. — Münsterische Fastnachtbelustigungen. Von P. Bahlmann. — Die Anfänge der lombardischen Wechsler im deutschen Mittelalter. Von Georg Liebe. — Das Reise-stammbuch des D. Abr. Plato von 1607—1616; ein charakterischer Beitrag zur peregrinatio academica. Von Karl Adam. — Der Löwenkampf Graf Friedrichs von Oldenburg in Sage, Kunst und Dichtung. Von G. Selio. — Zur Förderung der Kulturgeschichte durch Laien. Von Karl Biedermann. — Bahrrecht und Fürbitte in deutschen Städten des Mittelalters. Von Georg Liebe. — Aus den Tagen der Königin Elisabeth von England. (John Dec. Albrecht Laski. Giordano Bruno. Shakespeare.) Von J. Caro. — Die Geschichte des Sitzens. Von A. v. Eye. — Der vollkommene Hofmann, ein Lebensideal des Rococo. Von Georg Steinhausen. — Liebesleben und Liebesdienst in der Liebesdichtung des deutschen Mittelalters. Von Rudolf Goette. — Miscellen. — Mitteilungen und Notizen. — Besprechungen.

Aus den Aufsätzen des zweiten Bandes seien nur erwähnt: Karl von Zierotin und sein Tagebuch vom Jahre 1591. Von F. v. Krones. — Die Faustsage nach ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung. Von Karl Biedermann. — Zur Geschichte der Uniform in Deutschland. Von Georg Liebe. — Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt. I. II. Von Otto Rieder. — Die Anfänge der deutschen Volkskunde. Von Richard M. Meyer. — Die Kolonialpolitik des deutschen Ritterordens. Von Friedrich Bienenmann. — Professoren der Kulturgeschichte? Von Georg Steinhausen. — Ueber die historischen Volkslieder des dreissigjährigen Krieges. I. II. Von Richard Müller. — Ein venetianischer Reisebericht über Süddeutschland, die Ostschweiz und Oberitalien aus dem Jahre 1492. Von Henry Simonsfeld. — Zur Geschichte deutschen Volksgeistes im Mittelalter bis zu den Zeiten Heinrichs des Vierten. Von Rudolf Goette. — Zur Geschichte der Juden im Münsterlande. Von Paul Bahlmann. — Die Landstreicherplage in Thüringen nach dem siebenjährigen Kriege. Von E. Einert. — Teufelswetten. Von Aug. Wünsche. — Ferner Miscellen — Mitteilungen und Notizen — Besprechungen.

Weimar. — G. Uebmann.

Weltflucht und Idylle in Deutschland

von 1720 bis zur Insel Felsenburg.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Gefühlslebens

von

Hubert Rütteken.

I. Die Robinsonaden.

Im Jahre 1719 erschien der englische Robinson und gewann sofort in Deutschland den bekannten grossen Erfolg. Kippenberg in seinem Buche „Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg“*) erörtert die Gründe dieses Erfolges und stellt unter anderem folgende Betrachtung an: „Der gefühlvolle Deutsche, der sich aus dem Drucke der gegenwärtigen Verhältnisse herausseht, erträumt sich lieber, anstatt die Besserung derselben im Auge zu behalten, auf Robinsons friedlicher Insel einen glückseligen Zustand frei von allem Elend der Gegenwart. Der bedeutsame Zug des 18. Jahrhunderts nach Frieden und Ruhe und Natürlichkeit, die man in glückseligen Urzuständen zu finden meint, gegenüber dem Getriebe der Welt, der Unnatur und Überkultur der Zeit, deren Fesseln man um so mehr fühlt, je freier der Blick wird, dieser Zug beginnt jetzt gerade in Deutschland hervorzutreten. Er wird in das englische Werk hineingetragen, in dem, wie schon früher bemerkt, keine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ausgedrückt werden soll. Nicht zum mindestens wurde dadurch der Erfolg des Robinson in Deutschland bedingt.“ — Ganz ähnlich äussert sich Stern in seinem Aufsatz über Schnabel S. 329 und zwar spricht er ausdrücklich vom ersten Viertel des Jahrhunderts; allerdings bezieht sich, was er sagt, nicht speziell auf Deutschland, sondern überhaupt auf Europa, die Welt, aber Deutschland ist ja natürlich in erster Linie

*) Vgl. Hermann Ulbrichs Besprechung Zeitschrift N. F. VI, 259.
Zeitschr. f. vgl. Litt.-Gesch. N. F. IX.

gemeint, da die Worte in der Einleitung eines Aufsatzes über die Felsenburg stehen.

Ich glaube nun, dass die Deutschen um 1720 noch nicht so gefühlvoll gewesen sind, wie Kippenberg meint, abgesehen von einem doch immerhin nicht sehr grossen Kreise, der mit dem Pietismus zusammenhängt; und speziell bei der ersten Wirkung des Robinson in Deutschland scheint mir der von Kippenberg und Stern hervorgehobene Faktor nicht beteiligt zu sein.

Kippenberg hat die Vorreden zu den deutschen Übersetzungen sorgfältig ausgezogen: nirgends findet sich hier ein Anzeichen, dass die Verfasser dieser Übersetzungen das Buch so aufgefasst haben wie Kippenberg und Stern meinen, oder von solcher Auffassung Kenntnis erhalten haben. Viel erfahren wir allerdings aus diesen Vorreden überhaupt nicht. Einige Gelehrte meinen, wie die Vorrede zum ersten Bande der Martinischen Übersetzung mitteilt, der Verfasser scheinbar das Absehen gehabt zu haben, zu zeigen, wie mancherlei und wunderbare Zufälle einem Menschen begegnen könnten, und wie viel ihm sein Fleiss und seine Geschicklichkeit zu helfen vermöchten, wenn er etwa das Unglück hätte, dass er allein auf einer Insel leben müsste. Sonst wird der moralische und religiöse Gehalt hervorgehoben: die Vorrede zum zweiten Bande der Martinischen Übersetzung teilt auch mit, dass vornehme Damen bei Lesung des Buches sich der Tränen nicht hätten enthalten können, aber diese Notiz nützt uns nichts, da wir nicht erfahren, bei welchen Stellen sie geweint haben.

Es gibt indessen ein einfaches Mittel, um über die Auffassung der damaligen Zeit ins klare zu kommen, und das ist die Prüfung der Nachahmungen. Denn selbstverständlich haben die Verfasser dieser Bücher die Motive nachgeahmt oder wenigstens nachzuahmen gesucht, die ihnen gefielen und für die sie die Teilnahme des Publikums voraussetzen konnten.

Kippenberg behandelt ja nun die deutschen Nachahmungen ausführlich und im allgemeinen recht gut, aber er hat auf den Punkt, der uns hier interessiert, nicht genug Rücksicht genommen, er prüft also die deutschen Robinsonaden nicht speziell daraufhin, wie weit die oben bezeichnete Tendenz bei ihnen zum Vorschein kommt, und wenn er auch gelegentlich einmal sämtliche Robinsonaden vor der Felsenburg als rein abenteuerliche bezeichnet, so scheint ihm doch nicht klar geworden zu sein, in wie schroffem Gegensatz der Charakter aller dieser Bücher, auch derjenigen, welche das Motiv des insularen Lebens beibehalten, zu der von ihm und Stern angenommenen Auffassung des

Crusoe steht. Jedensfalls zieht er nicht die oben angedeutete Folgerung. So ist eine neue Darstellung nach den uns hier interessierenden Gesichtspunkten nötig.

Gegen Kippenbergs Ansicht muss nun schon die Tatsache Miss-trauen erregen, dass die meisten deutschen Robinsonaden bis zur Insel Felsenburg das Motiv des insularen Lebens ganz aufgeben. Die Verfasser aller dieser Bücher haben sich offenbar nicht im geringsten für Weltflucht oder Idylle interessiert; und wenn einer von ihnen, der Verfasser des schlesischen Robinson, in der Vorrede die Ansicht ausspricht, dass eine schmähhlich und entsetzlich ausgestandene türkische Gefangenschaft ein so lesenswürdiger Zufall sei als die Strandung auf einer wüsten Insel — so verrät dieser Ausspruch zur Genüge, dass der Verfasser in dem Inselleben Robinsons nur ein Abenteuer erblickt, irgend einen besonderen andersartigen Reiz aber nicht darin gefunden hat. Dabei war dieser Mann, wie man aus Kippenbergs Angaben auf S. 76 schliessen muss, keineswegs roh und ungebildet.

Doch betrachten wir die deutschen Robinsonaden aus den zwanziger Jahren, die das Motiv des insularen Lebens beibehalten. Kippenberg, der sie S. 54 seines Buches aufzählt, rechnet zu ihnen auch die Begebenheiten des Orestes, die dem lucianischen Robinson als Anhang beigegeben sind; allein ein wirkliches Robinsonleben wird hier gar nicht geschildert, wir erfahren nur, dass Uranophilos nach Verlust seiner Güter sich aus Verachtung der Welteitelkeit in einen einsamen Ort der im übrigen natürlich nicht unbewohnten Insel Delos zurückgezogen hat und in dieser Absonderung ohne Reichtum glücklich lebt, beschäftigt mit Poesie, Wissenschaft und dem Streben nach Selbsterkenntnis und Tugend. Um uns dieses mitzuteilen, genügen dem Verfasser 31 Zeilen, und mehr erfahren wir über das zurückgezogene Leben des U. überhaupt nicht. Denn nun wird berichtet, wie U. eines Tages den Orestes trifft, der ihn auf der Insel sucht, weil er dem Grossvater des U. Dank schuldig gewesen ist. Orestes nimmt den U. mit nach Lycien und setzt ihn in Besitz der grossväterlichen Güter, die er gekauft hatte. — Das Interesse beruht ganz auf dem dankbaren Charakter des Orestes und auf seinen Schicksalen, die er selbst dem U. erzählt: das Motiv des zurückgezogenen Lebens spielt wohl hinein, wird aber so kurz und flüchtig abgetan, dass es dem Verfasser unmöglich am Herzen gelegen haben kann.

Die ganz kurzen Episoden im amerikanischen und schlesischen Robinson können wir gleichfalls von vornherein beiseite lassen. Es bleiben danach vier Bücher zu genauerer Betrachtung übrig: der

deutsche und der sächsische Robinson, der Landeron — schwedische R. — und die Begebenheiten des Herrn von Lydio. Der deutsche Robinson enthält zwei Robinsonaden, die des Helden und die seiner Eltern: die letztere ist aber nur 13 Seiten lang und von diesen sind 7 ausgefüllt durch die höchst ekelhaft gehaltene Schilderung, wie die Frau nach dem Tode des Mannes die Liebe eines Affen dulden muss. Zur Charakteristik des vorhergehenden gemeinsamen Lebens genügt wohl der eine Zug, dass sie von den Gespenstern geplagt werden. Also auch von dieser Episode sehe ich im folgenden ab. — Auch der Lydio hat zwei Robinsonaden, die des Helden und die des Selindo und der Leonore. Die letztere ist erst nach dem ersten Bande der Insel Felsenburg geschrieben und von ihm beeinflusst, aber in einem entscheidenden Punkte geht sie doch mit den anderen und soll daher mit berücksichtigt werden.

Zunächst nun ist das ganze Niveau der Lebenshaltung wenigstens im deutschen Robinson und im Landeron bedeutend niedriger als im englischen. Während der englische Robinson schliesslich einen wohl-eingerichteten Haushalt besitzt, herrscht im Landeron das Elend. Zwar erscheint die Insel anmutig und fruchtbar, aber die Auswahl an Nahrungsmitteln ist eine äusserst geringe. Zuerst haben sie nur geröstetes und geräuchertes Fleisch von einer Art Hasen, und auch als die Kapitänin Wöchnerin wird, hat sie zu ihrer Stärkung nichts als solches Fleisch. Anfangs müssen sie diese Hasen schiessen, später haben sie eine Zucht. Zu diesen Nahrungsmitteln tritt dann im weiteren Verlauf ihres Robinsonlebens noch hinzu eine Wurzel, die sie anbauen, und eine Art Cocosnüsse; weiter aber gibt es nichts. Sie wohnen in einer Höhle, sie kleiden sich mit Hasenfellen, sie haben Feuer und eine Lampe; sonst aber berichtet uns der Erzähler nichts von irgend welchem Comfort und beschränkt sich auf die Bemerkung: wir sparten weder Mühe noch Fleiss, die Insel durchgehends zu unser Bequemlichkeit einzurichten und verfielen stets auf neue Vorteile, die uns unsere ausgestandene Verdriesslichkeiten, wo nicht erleichterten, jedoch auch keineswegs vergrösserten; wobei uns nach der Hand weiter kein Unglück aufgestossen ist. — Da sie nur sehr wenig mit auf die Insel gebracht haben, auch keine Kisten und Ballen antreiben, so kann man sich ihren Comfort auch nach allen getroffenen Einrichtungen nur als einen sehr mässigen vorstellen.

Noch kläglicher fristet der deutsche Robinson sein Leben. Auch er befindet sich in leidlicher Gegend: fette Wiese mit Bach, dahinter ein anmutiges Wäldchen und darinnen eine kleine Hütte. Aber als

Nahrung hat er nur Citronen und Quitten, Vogeleier und Vögel, und es fehlt das Feuer: will er sich einen Vogel zubereiten, so steckt er ihn an einen hölzernen Spiess und brät ihn an der Sonne, wodurch das Fleisch zwar nicht gar wird, aber doch besser schmeckt, als rohes.

Auch der Alte, den der sächsische Robinson auf der Insel antrifft, hat 28 Jahre lang ohne Feuer wie ein „unvernünftiges Vieh“ leben müssen, bis er in einer Nacht durch antreibende Kisten und Ballen von allerhand Hausrat und anderen Notwendigkeiten einen solchen Überfluss bekommt, dass er wiederum ordentlich als ein Mensch leben kann. Der sächsische Robinson erbt alle diese Herrlichkeiten, lebt ganz behaglich und hat eine leidliche Auswahl von Speisen: Früchte, Kräuter, Geflügel, Eier, Fische, bisweilen eine Schildkröte; auch Baumöl ist da zum Braten und eine Art Brot wird aus Kastanienmehl gemacht. Dafür wird aber im sächsischen Robinson die persönliche Verwilderung und Verwahrlosung stärker betont. Auch Landrons Bart und Haar wachsen so lang, dass sie ihm bis zum Nabel und zum Ende des Rückens reichen; aber der sächsische R. berichtet ausdrücklich, sein Haar sei in 26 Jahren selten oder wohl gar nie ausgekämmt und der Bart ganz in einander gewachsen — eine Vorstellung, in die man sich doch nicht ohne Schaudern versenken kann.

Ein angenehmeres Leben allerdings gönnt der Verfasser des Lydio seinen Robinsonen. Herr von Lydio selbst baut sich auf seiner Insel, die ihm wegen des Reichtums an Früchten und wegen des lieblichen Vogelsanges wie ein Paradies vorkommt, ein Haus mit Garten und Weinlaube, er verfertigt sich die nötigen Einrichtungsstücke, Tisch, Stuhl, Bettstelle, und ein Bett hat er gerettet; er hat Feuer und zu essen Eier, Hasen, Tauben, Früchte und wirkliches aus Getreide hergestelltes Brot; das Baumöl fehlt auch ihm nicht, Wein keltert er sich selbst und auch an einer Pfeife Toback kann er sich orquicken. — Am besten haben es die Helden der zweiten im Lydio erzählten Robinson-episode: sie finden von einem Vorgänger her eine ganze wohlein-gerichtete Wohnung mit Büchern, allerlei Geräten, Kleidstoffen, Gefässen, teilweise aus kostbarem Material; sie haben Kaffee, Thee, Tabak, Milch, Fleisch, Eier, Baumöl, Wein, Früchte, Kräuter, kurz eine gute Auswahl an Speisen; als Brot dient wieder eine Art Kuchen aus Kastanienmehl, aber anders zubereitet als im sächsischen Robinson.

Wir sehen: doch nur zum Teil sind die äusseren Verhältnisse, unter denen die deutschen Robinsone leben, derart, dass sie einen

Leser verlocken könnten, sich hineinzuträumen. Aber auch die Verfasser selbst haben fast niemals — ich werde die einzige Ausnahme unten erwähnen — das Bedürfnis, ihre Helden in irgendeiner bestimmten ausgestalteten behaglichen Situation zu sehen, sich ein Bild zu schaffen, an das sich die Phantasie hingeben könnte. In wie traulichem Licht erscheint das einsame Leben des englischen Robinson, wenn man etwa die Stelle liest, wo er sich und seine kleine Gesellschaft mustert: in der Martinischen Übersetzung S. 208. Er selbst ist seine Majestät der Fürst und Herr der ganzen Insel, der aller Untertanen Leben in seiner Gewalt hat. Er speist ganz allein, umgeben von seinen nächsten Dienern. Der Papagei als sein Günstling ist der einzige, der mit ihm sprechen darf. Der Hund sitzt zur rechten, die beiden Katzen auf beiden Seiten der Tafel und passen auf, bis er ihnen zum Zeichen besonderer Gnade einen Bissen hinwirft. — Die Quintessenz der idyllischen Motive des Robinson ist hier zusammengefasst: die Freiheit und Unabhängigkeit, die behagliche Lebensführung, die ein so vornehmes Speisen gestattet, das vertraute Verhältnis zu den zahmen Tieren. Mit Ausnahme der zweiten Lydioepisode bietet keine der deutschen Robinsonaden ein auch nur einigermaßen entsprechendes Bild. Es zu geben war gewiss um so schwerer, je kläglicher die äusseren Verhältnisse der Robinsone waren, und bei dem deutschen Robinson wäre es wohl wirklich kaum gegangen; aber schon Landeron und die Kapitänin hätten an ihrem Feuer in einer leidlich behaglichen Situation gezeigt werden können. Der Verfasser unterlässt es. Es fehlt ihm nicht etwa überhaupt die Fähigkeit, eine Situation so zu schildern, dass man zum miterleben gezwungen wird: wo er von Folterscenen und ähnlichem berichtet, weiss er recht wohl so konkret zu erzählen, dass man den Stimmungsgehalt der Scene deutlich genug fühlt. Vielmehr fehlt ihm offenbar nur jedes Interesse für eine Stimmung, wie sie uns aus der angeführten Scene des Crusoe anspricht.

Einzelne Splitter jener Scene kehren in den deutschen Nachahmungen wieder. So danken Landeron und seine Genossin Gott, dass er ihnen ein Stück Land gleichsam zum Eigentum eingeräumt, das mancher grosser Potentat nicht durch viel Menschenblut erobern kann — ihre Herrschaft über die Insel wird also, wenn auch nicht ausdrücklich, zur Souveränität in Parallele gestellt. Deutlicher ist der Anklang im sächsischen Robinson, wo der alte Vater einmal seinen Zustand als Gebieter und Herr der ganzen Insel seiner früheren Sklaverei gegenüberstellt. Auch der sächsische Robinson selbst spricht

nach dem Tode des alten davon, dass nun die ganze Insel mit allen Untertanen unter seine Jurisdiktion geraten sei und er führt in einem Selbstgespräch den Crusoeschen Gedanken, dass unter allen seinen Untertanen kein Rebell sei, weiter aus; aber es klingt formelhaft starr, wenn zweimal der Wortlaut begegnet: „Unterthanen, welches die Papageien und grossen Vögel waren (sind)“, und es fällt ihm nicht ein, einen der Papageien zu fangen und zu zähmen, ebenso wenig wie es dem Alten eingefallen ist*).

Im Landeron werden einige der hasenartigen Tiere gefangen und es wird eine Zucht angelegt, aber die Tiere werden nur als Schlachtvieh geschätzt, nicht als Gesellschafter, oder wenigstens kommt eine Schätzung in diesem Sinne nur einmal flüchtig und halbdeutlich zum Ausdruck, S. 376: Ersterwähntes gefangenes hasenartiges Tier wurde von uns völlig geheilet und so zahm gemacht, dass es wie ein Hund mit uns herum lief, auch gar nicht von uns hinweg begehrte. Wir versorgten es mit Gras und Kräutern, die es gerne frass, im Überfluss; stellten ihm auch in einem ausgehöhlten Steine den Tag über etliche Male frisches Wasser vor und ermangelten in keinem Stück es nach unserem Sinne abzurichten. — Jedenfalls schlugen sie, als sie von der Insel erlöst werden, ihre sämtlichen eingehetzten Hasen ohne weiteres tot, um das Fleisch mitzunehmen. Herr von Lydio dagegen hat wirklich Freude an gezähmten taubenartigen Vögeln, die ihm jederzeit, auch sogar im offenen Felde, auf die Hände fliegen; und die Helden der zweiten Lydirobinsonade haben zahme Enten, womit sich Leonore ein sonderbar Divertissement macht.

Nur diese zweite Lydioepisode also enthält auch ein Bild, das dem oben aus Crusoe angeführten einigermaßen entspricht, S. 118: Gegen Abend aber begaben wir uns meistentheils auf den Hügel, allwo wir Feuer anlegten und entweder einen Théé oder Coffée kochten und zu uns nahmen, dabei ich mich dann einer Pfeife Toback bediente, und bei Aufgehung des Rauchs und Verzehung desselben manche schöne Pensée hatte. — Selindo und Leonore sind auch die einzigen, die sich in die Betrachtung des Mecres versenken**), sonst halten sich

*) Von Lydio, wie er auf seinem Floss zum Schiffe fährt, heisst es, er habe sich mehr eingebildet, als der Grossmogul, aber, wie es scheint, nicht, weil er sich so unabhängig fühlt, sondern weil er das Floss so gut zu Stande gebracht hat: er ist recht vergnügt über seine vortreffliche Invention. Sein Haus freilich heisst sein Palast, seine Residenz.

**) S. 111: Wir liessen uns auf dem Hügel nieder, um unsere Augen in der damals ganz stillen See zu weiden. Ferner S. 119, im unmittelbaren Anschluss an

die Robinsone damit oder überhaupt mit Naturbetrachtung nicht auf, sondern es wird höchstens angegeben, dass die Gegend ihnen anmutig oder lustig scheint, oder, im Lydio, ein Paradies.

Gehen wir endlich noch die direkten Angaben durch, die über das Gefühlsverhältnis der deutschen Robinsone zu ihrer Insel und ihrem einsamen Leben gemacht werden. Dass der deutsche Robinson seinen Früchten, Eiern und an der Sonne gebratenen Vögeln mit Vergnügen Valet sagt, ist nicht verwunderlich: er ruft ein vorüberfahrendes Schiff an, obgleich er nicht weiss, ob es ein christliches oder ein Raubschiff ist. Auch in der Sklaverei, meint er, könnte es ihm nicht elender gehen, als auf seiner Insel, wo er von aller menschlichen Gesellschaft entfernt ist. Auch bei Landeron werden wir keine sonderliche Freude an seinem insularen Leben erwarten. Nur in Anbetracht der scheinbaren Unmöglichkeit, von der Insel jemals wieder hinwegzukommen, erscheint sie ihm stets angenehmer und gewöhnt er sich an die Lebensart, die er darauf führen muss, dergestalt dass er keine besondere Beschwerlichkeit davon verspürt und es mit gelassenem Gemüte in Gottes Willen stellt, ob er ihn dort sterben lassen will. So danken denn er und seine Genossin Gott, dass er ihnen das Stück Land geschenkt hat. Aber als Landeron ein Schiff erblickt, gerät er vor Freude und Bestürzung fast ausser sich selber und den kommenden, die ihn fragen, wer sie seien, antwortet er: Wir müssen uns freilich für Innwohner der Insel erklären, allein wir haben es schon lange genug gewünscht, dass wir es nicht lebenslang bleiben möchten und erfreuen uns daher über eure unvermutete Ankunft weit höher, als wir es auszudrücken vermögen. Sie danken Gott auf den Knien, dass er sie aus einem so einsamen Orte hinwegführt, ja Landeron ist vor Vergnügen über ihre Erlösung so „empfindlich“, dass ihm die Tränen über die Wangen herunterrollen. Ebenso weint die Kapitänin. Sie verlassen dann den Ort, wo sie mehr als 11 Jahre gelebt haben, in hellem Jubel und ohne dass eine Spur von Wehmut auftauchte.

Über Lydios Stimmung während seines Aufenthaltes auf der Insel erfahren wir, dass es ihm schwer gefallen, von seiner Geliebten, ja allen Menschen in der grössten Einsamkeit abgesondert zu leben: allein, heisst es weiter, sein Gemüt war so edel und er in seiner

die oben angeführte Stelle: ingeleichen hielten wir uns oftmals auf in Betrachtung der zuweilen still und ganz befriedigt, zuweilen aber ungestümen und rasend scheinenden See, machten auch die nicht unbillige Vergleichung derselben mit den Empörungen bald des einen, bald des anderen unruhigen Gemütes.

Religion dergestalt fundiert, dass er seine aufsteigende Affekten immer wiederum dämpfte und sein dann und wann unruhiges Gemüt zufrieden stellte. Indessen die Sehnsucht nach der Geliebten ist doch so gross, dass auch Lydio beschliesst, jedes Schiff anzurufen, auf die Gefahr hin, dass er in Sklaverei gerät: er hofft sich dann zu befreien und die Geliebte zu finden. Allmählich fasst sich sein Gemüt besser und er wird viel gelassener, d. h. er ergiebt sich eben ins Unvermeidliche. Als er dann mit dem immer kleiner werdenden Stücke seiner Insel an die afrikanische Küste getrieben wird und hier Häuser und Kähne, also Spuren der Bewohntheit, sieht und die Sklaverei sicher erwarten kann, hält er ein Selbstgespräch und ermahnt sich, nicht gegen Gottes Ratschluss zu murren, sondern sich in alles zu ergeben; vielleicht würden sich eher Mittel finden, nach seinem Vaterlande zu gelangen, als er sich jetzt einbilde. Auch hier keine Spur von Wehmut beim Verlassen seines Inselrestes.

Dass Lydio eine Geliebte in der Welt zurückgelassen hat, ist ein erschwerendes Moment; betrachten wir nun die beiden Personen, die die zweite Lydiorobinsonade durchmachen. Sie befinden sich, wie oben näher ausgeführt ist, unter allen deutschen Robinsonen in der besten und behaglichsten Situation, leben ganz angenehm, haben Freude an ihrem Geflügelhof und an der Natur und mögen sich übrigens gut leiden: Selindo entdeckt zwar merkwürdiger Weise erst nach der Abreise, dass er in Leonore verliebt sei und hat bisher geglaubt, dass er zu ihr nur die gewöhnliche Freundschaft trage, aber diese jedenfalls hat er während des Inselaufenthaltes für sie gefühlt und sie für ihn. Selindo findet, als er die Geschichte erzählt, für Leonore die hübsche Bezeichnung „mein lieber getreuer und geheimder Rath“, ein Ausdruck, der das Verhältnis der beiden im traulichsten Lichte erscheinen lässt. Wenn also der Verfasser irgend Sinn für die Abkehr von der grossen Welt gehabt hätte, so müsste man hier bei Selindo und Leonore volle Zufriedenheit mit ihrem einsamen Leben erwarten, namentlich wenn man bedenkt, dass die Episode ja erst nach dem ersten Bande der Felsenburg geschrieben ist. Es heisst denn in der Tat einmal: wir führten insoweit ein zwar abgesondertes und stilles, jedoch mit Gott und unserem Schicksal vergnügtes Leben, sodass wir solches allmählich gewohnten. Aber trotzdem fällt es den beiden nicht ein, auf ihrer Insel bleiben zu wollen; vielmehr ist ihnen ihr Aufenthalt ein „Exilium“, das eben ertragen werden muss und nur in Folge eifriger Lektüre der Bibel gelassener als vorher ertragen wird; sie danken Gott, dass er sie „noch“ an einen solchen Ort gebracht, wo sie ihr Leben fristen

und ihm dienen können. Von einer etwaigen Abreise wird als von einer Errettung gesprochen und alle Tage wenigstens dreimal geht Selindo auf einen Hügel, um nach einem Schiffe auszuspähen. Als er endlich eines erblickt, ist er von Freude ganz überschüttet, und als die „Erlösung“ erfolgt, scheiden beide wie Landeron und Lydio ohne jede Wehmut. Später kauft Selindo von den auf der Insel gefundenen Schätzen ein Gut und dort können er und seine Frau Leonore „vor die ausgestandene Fatiguen der Ruhe ohngehindert geniessen“. Zu den Fatiguen gehört die Robinsonade und die Ruhe geniessen sie mitten in der Welt.

Am meisten schwankt die Stimmung im sächsischen Robinson. Der alte ist nach Ankunft seines jungen Genossen mit seinem Schicksal ausgesöhnt und meint, sie brauchten sich nach der Rückkehr nicht so sehr zu sehnen, da sie hier in stiller Ruhe und ohne grosse Sorgen subsistieren könnten. Auch der sächsische Robinson selbst behauptet, wenn sein lieber Vater hätte am Leben bleiben können, so wäre er gerne immer auf der Insel geblieben. Aber nach dessen Tode wird es anders. Zwar stellt er Betrachtungen an, in denen er seinen glücklichen Zustand rühmt, alle Vorzüge desselben aufzählt und mögliche Einwände zurückweist, allein er redet sich das alles nur vor, „vertreibt sich mit solchen und ähnlichen Betrachtungen öfters die langweiligsten Stunden“, und kaum hat er ein solches Selbstgespräch gehalten, so packt ihn wieder das Heimweh und er fängt an zu heulen wie ein ungezogener Junge, sieht gen Himmel und beschwert sich gegen Gott, dass er ihn an einem solchen miserablen und wilden Ort verderben lassen wolle, rennt auf der Insel umher, um nach einem Schiffe zu spähen, reisst sich die Haare aus und versucht sich totzuhungern, was ihm freilich nicht gelingt, da nach ein paar Tagen der Hunger ihm unerträglich wird. So begierig nach der „Erlösung“, der „glückseligen Stunde“, wie die zukünftige Abreise auch hier genannt wird, ist der sächsische Robinson nicht, dass er auch ein Seeräuberschiff mit Freuden begrüssen würde; als aber ein anderes Schiff landet und der Kapitän ihm die Mitfahrt anbietet, da nimmt er dieses treue deutsche Anerbieten mit tausend Freuden an. Als er abfährt, geht es ihm recht nahe, und er hält eine Rede an die Insel, in der er sie seine Erretterin nennt, wo er lange in Ruhe und Frieden, ohne Sorgen und Bekümmernis gelebt habe, deren er oft gerne gedenken werde; aber er meint auch, es sei ihm nicht zu verdenken, dass er die Gelegenheit ergreife, wieder in die Welt zurückzukehren. Er lässt allerlei Dinge zurück, die ausreichen würden, einen Haushalt zu etablieren, muss

indessen die Erfahrung machen, dass auf dem Schiffe kein solcher guter Philosophus ist, der mit diesem einsamen und entlegenen Orte die Welt zu verwechseln Beliebung trüge. Aber er selbst ist eben auch kein solcher Philosophus *).

*) Kippenberg hat in seiner Charakteristik S. 57 die einzelnen Robinsonaden nicht auseinandergelassen, sondern Motive aus verschiedenen zu einem Gesamtbilde verarbeitet, was doch den Schein einer völligen Gleichförmigkeit der 5 Robinson-episoden gar zu sehr hervorruft. Kisten und Bullen mit vielen Vorräten sind bei dem Vorgänger des sächsischen Robinson angetrieben und der Vorgänger Selindos hat seine ganze Einrichtung mit vieler Mühe von verunglückten Schiffen zusammengebracht, was uns aber nur durch ein nachgelassenes Schriftstück des Mannes in zwei Zeilen mitgeteilt wird. Selindo selbst erhält durch ein antreibendes im übrigen leeres Schiff einige Kanonen, und, um dieses hier mitzuerwähnen, als der Vater und die Mutter des deutschen Robinson auf ihrer Insel sind, kommen zwei Tonnen, von denen die eine Syrup, die andere Geld und Kleinodien enthält. Den anderen Robinsonen aber wirft das Meer nichts zu. — Schildkröten spielen gar keine grosse Rolle, sondern kommen nur im sächsischen Robinson vor als eine gelegentliche Speise, auf die man sich als ein ordinär Gericht keine gewisse Hoffnung machen darf. — Unter die Vögel, die seine Saaten berauben, schießt nur Lydio, die anderen haben kein Getreide. — Grimmige Verachtung des Goldes ist durchaus nicht stereotyp; der deutsche Robinson spricht etwas derartiges aus und ganz in derselben Weise Lydio, aber im deutschen Robinson handelt es sich nur um eine ganz schnell vorübergehende Stimmung beim ersten Erblicken der Schätze, gleich darauf wünscht er schon, mit seinem Gelde draussen in der Welt zu sein, um es verwerten zu können. Im Landeron wird nur bemerkt, die Erbeutung einiger Hasen oder Pulver und Blei seien ihnen in ihrer gegenwärtigen Situation lieber als ein Fund von Geld oder der Kapitänin Juwelen, und ganz kurz heisst es in der zweiten Robinsonade des deutschen Robinson von dem Gelde: es war uns wenig nütze. Selindo aber empfindet ein unbeschreibliches Ergötzen an den Schätzen und dem Mammon aus dem Nachlasse seines Vorgängers; erst allmählich lernt er aus religiösen Gründen diese zeitlichen Güter geringer schätzen. Der sächsische Robinson, der gleichfalls einen grossen Schatz erbt, kann nicht satt werden, die Sachen immer anzusehen und ist so erpicht darauf, wie die Kinder auf die Puppen. — So ist auch die Verspottung der nährischen Welt nicht allgemein: im deutschen Robinson und im Lydio tritt sie im Zusammenhange mit der Verachtung des Goldes auf, nach dem eben die Welt renne, während der betreffende Robinson seine Wertlosigkeit empfindet; der sächsische Robinson sagt auch in jenem Selbstgespräch, mit dem er sich die langweiligsten Stunden vertreibt, er wolle nichts mehr mit dem unbeständigen Wesen der Welt zu thun haben. Aber sonst finden sich nur einzelne satirische Seitenhiebe: der sächsische Robinson hat, wie er in demselben Selbstgespräch rühmt, nur getreue Untertanen im Gegensatz zu so manchem Könige, der mitten unter seinen Dienern durch Gift oder Dolch dahin gefallen ist; derselbe stellt einmal die schnelle Art, wie er sich ankleidet, der komplizierten Toilette eines obersächsischen Schösschnechens gegenüber, ferner wird bei ihm und in der ersten Lydioepisode betont, dass man auf der Insel die Schätze stehen oder das Haus offen lassen kann, ohne dass man befristet muss, bestohlen zu werden. In der zweiten Lydioepisode und im

Wir dürfen nun zusammenfassen. Kein deutscher Nachahmer des Robinson vor der Felsenburg hat jene von Kippenberg erwähnte Tendenz in das englische Buch hineingetragen, ja selbst die im Crusoe tatsächlich vorhandenen idyllischen Motive fallen bei diesen Männern ins Wasser. Nun ist es ja gewiss richtig, dass wir die Verfasser der deutschen Robinsone nicht gerade in den höchsten Regionen der deutschen Bildung zu suchen haben. Aber der vollkommene Consensus gestattet doch einen Schluss auf das allgemeine Verhalten der Zeitgenossen, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, dass einzelne in ihrem Kämmerlein den Robinson so genossen haben, wie Kippenberg meint. Wäre aber der Sinn für die Idylle oder für ein Hinausträumen aus der Welt der Gegenwart damals in einigermaßen weiten Kreisen verbreitet gewesen, in so weiten, dass es für den Riesenerfolg des Buches inbetracht käme, dann hätte doch wohl einer oder der andere der zahlreichen deutschen Robinsondichter aus den zwanziger Jahren auch etwas davon empfinden müssen, oder er hätte zum mindesten erfahren müssen, dass so viele Leser das englische Buch in der bezeichneten Weise auffassten und hätte aus Spekulation dieser Auffassung Rechnung tragen müssen.

Das insulare Leben des englischen Robinson wird vor allem als ein Abenteuer aufgefasst wie eben andere Abenteuer auch sind. Wo ein deutscher Nachahmer das Motiv beibehält, da erscheint es völlig assimiliert von der Umgebung. Der Verfasser des Landeron erklärt in der Vorrede, es seien in seiner Geschichte Dinge abgehandelt, die man nicht anders als mit Erstaunen und der äussersten Verwunderung durchlesen könne; man werde Sachen finden, die man nicht vermute

Landeron findet sich nichts der Art. — Unverständlich ist mir die Bemerkung, die deutschen Robinsone wüssten bestimmt, dass sie einmal gerettet würden und trösteten sich darum leicht. Hoffen mögen sie ja wohl auf Rettung, aber dem sächsischen Robinson sagt der Alte gleich, sie dürften sich nicht flattieren, jemals zurückzugelangen, und er selbst findet später, dass sehr wenig Wahrscheinlichkeit dazu sei; der deutsche Robinson richtet sich darauf ein, sein Leben auf der Insel zuzubringen und Landeron spricht von der scheinbaren Unmöglichkeit, wieder fortzukommen. Nur in den beiden Lydiarobinsonaden ist die Unwahrscheinlichkeit der Rettung nicht so stark betont. — In merkwürdiger Verwirrung befinden sich Kippenbergs Angaben über den Inselaufenthalt des deutschen Robinson, S. 55. Der Robinson findet den Leichnam seines Vaters nicht in einer Höhle sitzend, sondern in einem „Klotz“ eingesargt, der unter der übrigens baufälligen und keineswegs wohleingerichteten Hütte liegt. Der Aufenthalt auf der Insel dauert nicht 8 Monate, sondern über ein Jahr, und die Mutter des Helden ist nicht gleichzeitig mit ihm auf der Insel, sondern bei seiner Ankunft seit 9 Jahren fort, wie sich aus den Angaben auf S. 281 ff. und S. 175. ergibt.

und die so abenteuerlich lauteten, dass sichs nicht begreifen lasse, wo ein Mensch die Standhaftigkeit hergenommen, sie mit Erhaltung seines Lebens zu überwinden. Diesem Programm entspricht das Buch. Landeron gerät z. B. in Verdacht des Mordes, wird gefoltert (Illustration!) und soll gerädert werden; er fällt in Scheintod; in der türkischen Gefangenschaft werden ihm die Fusssohlen aufgeschnitten und Essig und Salz hineingerieben u. s. w. Dazu passt die Robinsonade mit dem jämmerlichen Leben; zum Überfluss bekommt er noch den Scorbut und kann lange nichts geniessen, als die Milch, die die Kapitänin ihm aus ihrer Brust giebt. Diese kläglichste Zeit der ganzen Robinsonade hält Verfasser dann wieder für angemessen durch ein Kupfer zu illustrieren. Kurz, er mochte, wenn er die Robinsonepisode durchlas, wohl finden, dass sie mit seinem Programm übereinstimmte und sich den anderen eben erwähnten Abenteuern würdig anreihete.

Ebenso fügen sich die betreffenden Episoden des deutschen und des sächsischen Robinson in den ganzen Rahmen passend ein. Der Lydio ist eigentlich ein Liebesroman; galante Gespräche im bekannten Stil nehmen einen grossen Raum ein; Liebesabenteuer aller Art werden erzählt. Aber eine gewisse Dosis Abenteuerlichkeit ist ja auch sonst dem damaligen Liebesroman nicht ganz fremd. Die Stimmung der Robinsonade passt zur Stimmung des ganzen Buches, das nirgends solche Schauerbilder ausmalt, wie der Landeron, und auch eine türkische Gefangenschaft ohne die sonst üblichen Requisiten schildert. So bietet der Verfasser schon in der ersten Robinsonade das Bild eines leidlich bequemen Lebens und nachdem der erste Band der Felsenburg die idyllischen Motive noch einmal stark betont hat, ist ihm bis zu einem gewissen Grade auch dafür der Sinn aufgegangen, wenn er auch freilich nur flüchtig dabei verweilt. Soweit aber folgt er der Felsenburg nicht, dass er seine Helden das insulare Leben dem Leben in der Welt vorziehen liesse. —

Ich muss noch auf eine Verschiedenheit zwischen dem englischen Robinson und den deutschen Nachahmungen hinweisen. Ein Hauptreiz von Crusoes Inselleben liegt darin, dass er, ganz auf sich selbst gestellt, vom Zufall ziemlich unabhängig, sich alles selbst erobert, erfinden muss; äusserst geschickt und wirkungsvoll weiss er uns das zu erzählen, indem er den Bericht über eine neue Erfindung oder Einrichtung mit der Ankündigung seiner Absicht beginnt, dann etwa von den Schwierigkeiten spricht, die sich aus dem Mangel an Werkzeugen, oder seiner ungenügenden Übung und Sachkenntnis u. s. w. ergeben, endlich aber berichtet, wie die Sache denn doch gegangen

ist. Dass deutsche Leser für diese Dinge Interesse gehabt haben, ergibt sich aus den schon einmal zitierten Worten in der Vorrede zum ersten Bande der Martinischen Übersetzung; einige sind der Ansicht, der Verfasser habe die Absicht gehabt, zu zeigen, wie mancherlei und wunderbare Zufälle einem Menschen begegnen könnten und „wie viel ihm sein Fleiss und seine Geschicklichkeit zu helfen vermöchten, wenn er etwan das Unglück hätte, dass er allein auf einer Insul leben müsste“. Freilich führt Kippenberg S. 38 an, es habe Leser gegeben, „welche zurückschreckten vor dem langen Aufenthalt Robinsons auf seiner Insel, die nicht Lust hatten, sich mit ihm ganze Jahre abzugeben, eine Höhle zu erweitern, eine Hütte zu errichten, eine Pallisade zu machen, die erst aufatmeten bei Freitags Ankunft“. Die Worte, die von Kippenberg, nicht von mir, mit den Anführungszeichen versehen sind, sollen nach der Anmerkung in der Vorrede zu Martini, Band II, stehen, wo ich sie nicht finde; Kippenberg muss sie ja aber natürlich irgendwo gelesen haben. Allerdings sollen sie aus einer französischen Vorrede übersetzt sein; doch ist es recht wohl möglich, dass auch in Deutschland die Empfänglichkeit für diese Motive nicht so weit verbreitet war, wie für die rein abenteuerlichen. Viele werden immerhin diese Empfänglichkeit besessen haben. Man wird die Spannung empfunden haben, wie denn der einsame hilflose alle die ihm entgegretenden Aufgaben würde lösen können, und manche wenigstens werden auch einen gewissen Stolz empfunden haben, dass ein Mensch unter so schwierigen Verhältnissen alle jene Aufgaben zu lösen vermochte. Man konnte, in Wolffs Terminologie zu sprechen, da eine anschauende Erkenntnis von der Vollkommenheit des menschlichen Verstandes gewinnen, und wer in der Gedankenwelt der Aufklärung zuhause war, wer gar Wolff selbst gelesen hatte, dem lag es sicher nicht fern, seine Aufmerksamkeit hierauf zu richten. Auch den Nutzen dieser Stellen wird man zu würdigen gewusst haben, vgl. Wolffs Ethik § 257 ff.: da wird ausgeführt, dass man alle möglichen Kenntnisse erwerben soll, die man zu erwerben irgend Zeit und Gelegenheit hat, und wer darin lässig ist, „dem muss man durch Exempel zeigen, wie dem Menschen in seinem Leben unvermutete Fälle vorkommen können, da ihm die Erkenntnis einer Sache nicht nur dienlich, sondern gar nötig wird, von der er es am allerwenigsten vermutet hätte“. Der Robinson war ein solches Exempel und konnte gleichzeitig manche Kenntnisse von sonst fernliegenden menschlichen Tätigkeiten vermitteln.

Kurzum: diese Motive müssen im Original vielen wertvoll gewesen sein. Aber sie begegnen selten in den Nachahmungen. Im

sächsischen Robinson wird geschildert ein vom Vorgänger, dem alten Vater, angefertigter Kalender, die Bereitung von Mehl aus Kastanien und das Backen kleiner Kuchen in einem Erdloche; wie der alte Vater dieses erfunden hat, erzählt er sogar recht ausführlich. Der sächsische Robinson selbst macht keine neue Erfindung oder Einrichtung, da alles, was er braucht, von dem alten Vater her da ist. In derselben Lage befinden sich Selindo und Leonore, die nur ganz wenige Aufgaben zu lösen haben, z. B. die der Brotherbeitung; was sie in dieser Hinsicht tun, wird nur in kurzen Worten angegeben. Im deutschen Robinson ist eine Hütte wieder vorhanden und irgendwelche Geräte werden nicht angefertigt. Im Landeron wird kurz erklärt, die Not sei eine vortreffliche Lehrmeisterin in allen Dingen, und wenn er alles erzählen wollte, wie er sich in der Zeit seiner Verweilung auf der Insel in allerhand Angelegenheiten geholfen, so dürfte sich der curiose Leser nicht wenig verwundern; allein er müsse den Raum des Papiers zu wichtigeren Dingen sparen. Was etwa vorkommt, wird nur in wenigen und sehr allgemeinen Ausdrücken erzählt. Etwas mehr bietet wieder die erste Robinsonade des Lydio, in der einigermaßen ausführlich geschildert wird, wie Lydio sich ein Floss aus Baumstämmen, ein Haus, einen Kalender, eine Sonnenuhr, einen Backofen anfertigt.

Das ist also wenig, und wenn wir annehmen müssen, dass diese Motive vielen Lesern im Original lieb waren, so scheint damit das Prinzip ins Wanken zu geraten, auf das ich diese ganze Untersuchung begründet habe: dass nämlich in den Nachahmungen die Motive bevorzugt werden müssen, die im Original gefallen haben. Indessen ist dazu folgendes zu bemerken.

Erstens: diese Motive waren durch den englischen Robinson zwar vorgebildet, aber auch gründlich ausgenutzt. Robinson Crusoe tut wirklich fast alles, was ein Mensch in seiner Lage vernünftigerweise tun kann, und es war jedenfalls nicht leicht, hier viel Neues zu bieten, — es war namentlich für die Deutschen schwer, da unser Volk damals an Sinn und Erfindungsgabe für technische Dinge noch weit zurück war. Für die idyllischen Motive lag eine solche Schwierigkeit nicht vor; es war hier entschieden leichter, Neues zu finden, namentlich im Landeron, wo die ganze Situation dem Crusoe gegenüber insofern neu ist, als hier ein Mann und eine Frau zusammen die Robinsonade durchmachen. In der zweiten Lydioepisode trägt dieses Zusammenleben ja in der Tat dazu bei, die ganze Robinsonade in gemüthlicherem Lichte erscheinen zu lassen; aber recht herausgestellt

ist der idyllische Gehalt auch hier nicht, obgleich doch der erste Band der Felsenburg gerade das vorgemacht hatte. Völlig unabhängig von der Frage, wie weit die idyllischen Motive im Original ausgenutzt waren, sind ja übrigens die direkten Angaben über die Stimmung der Robinsone und ebenso die Angaben über die Gunst oder Ungunst der Verhältnisse, unter denen sie leben.

Wir sehen also: die technischen Motive boten der Nachahmung andere und zwar ungünstigere Bedingungen, als die Motive der Weltflucht und Idylle, und trotzdem ist von ersteren immerhin wenigstens einiges vorhanden, während die letzteren fast ganz fehlen. Das spricht entschieden dafür, dass erstere den Nachahmern denn doch bedeutend mehr am Herzen lagen, als letztere. Und es kommt nun noch ein zweites dazu: die Wirkung der technischen Motive hat eine starke Verwandtschaft mit dem Reiz des rein abenteuerlichen. Gemeinsam ist beiden die starke Spannung, wie es denn nun werden, wie der Held sich durchbringen wird, ferner die Freude an der Lösung dieser Spannung, endlich die Bewunderung für den Helden, wobei freilich bei den beiden Arten von Motiven zwei verschiedene Seiten des Helden inbetracht kommen: während unsere Bewunderung beim abenteuerlichen seinem Mute, seiner Widerstandskraft — vgl. Landeron — gilt, gilt sie bei den anderen Motiven seinem Verstande, seiner Geschicklichkeit. Ja selbst der oben erwähnte Stolz kann bei dem abenteuerlichen sein Pendant finden. Beim abenteuerlichen kommen dann noch andere Gefühle in Betracht: das Mitleid, ferner Gefühle, die durch das Objekt des Abenteuers aufgelöst werden, z. B. das Gruseln. Abgesehen nun davon, dass die Wirkung der uns hier interessierenden Motive um diese letztgenannten Gefühle ärmer ist, besteht also der Unterschied zwischen beiden Motivarten darin, dass beim abenteuerlichen das rein intellektuelle seine Rechnung nicht findet, während das bei den anderen Motiven der Fall ist. Wenigstens gilt dieser Unterschied bei der Form des abenteuerlichen, die in den mir bekannten deutschen Robinsonaden herrscht. Zu geben ist ja auch dem abenteuerlichen ein intellektueller Reiz, wenn nämlich neben Mut und Widerstandskraft auch die List des Helden entsprechend hervorgehoben und illustriert wird; doch geschieht das wenigstens in den oben behandelten und einigen anderen von mir gelesenen Robinsonaden nur sehr wenig.

Wer nun ein ganz einseitiges Interesse für das intellektuelle besass, für den waren allerdings die deutschen Robinsonaden nicht geschrieben, aber solche Menschen werden doch nicht häufig gewesen sein; wem dieser intellektuelle Reiz nur neben den anderen herging,

der mochte denn doch wohl für sein Fehlen Ersatz finden in der weiteren Ausgestaltung des abenteuerlichen, das ihm wenigstens die auch an der Wirkung der anderen Motive stark beteiligte Spannung in hohem Grade gewährte. Und bei den weitaus meisten wird dieses Gefühl der Spannung wohl die Hauptsache gewesen sein, so dass für sie das abenteuerliche ohne jeden Verlust an die Stelle der anderen Motive treten konnte. Für den Nutzen freilich im Sinne des angeführten Paragraphen aus Wolffs Ethik fand sich im bloss abenteuerlichen kein Ersatz, doch waren dafür die deutschen Robinsonaden in anderer Weise belehrend, indem sie vielerlei von fremden Städten, Völkern, Sitten mitzuteilen hatten. — Ganz anders wieder verhält es sich mit dem Reiz des idyllischen. Dieser hat so gar nichts mit der Wirkung des rein abenteuerlichen gemein, dass, wer ihn im Crusoe empfand und in den Nachahmungen vergebens suchte, sich gewiss nicht mit dem abenteuerlichen abspesen liess, sondern das Buch unbefriedigt aus der Hand legte.

Man könnte nun noch eine Frage aufwerfen: nämlich, warum die deutschen Dichter versäumt haben, ihren abenteuerlichen Motiven auf die oben angegebene Weise intellektuellen Reiz zu verleihen, wenn ihnen doch dieser Reiz im Original zusagte. Allein diese Frage wäre unberechtigt. Die deutschen Dichter nahmen das abenteuerliche in der Form, wie es ihnen im zweiten Teil des englischen Robinson entgegentrat, wo es sich eben mehr um ein Erleben und Durchmachen von allerlei Situationen, als um ein Ausführen von mit Scharfsinn und List entworfenen Plänen handelt. Um nun hiemit ein Element zu verschmelzen, das aus einer anderen Partie der Geschichte stammt, dazu wäre wohl eine vollbewusste Überlegung, geradezu eine genaue Analyse der Wirkung nötig gewesen. Und eine solche werden die deutschen Verfasser kaum vorgenommen haben; die meisten jedenfalls werden einfach nachgeahmt haben, was sich bequem nachahmen liess, und werden zufrieden gewesen sein, wenn sie von ihren Nachahmungen einen Eindruck erhielten, der ihnen ungefähr den des Originals ersetzte. Auch die grosse Mehrzahl der Leser wird sich so verhalten haben: sie werden nicht analysiert haben, sondern nur etwa gewusst haben, dass ihnen diese oder jene Partie des englischen Buches besonders gut gefiel und dass ihnen gewisse Partien der deutschen Nachahmungen ebenso gut gefielen. In ihrer Wirkung so ganz abseits stehende Motive wie die idyllischen konnten noch am ehesten sich dem Bewusstsein als etwas besonderes aufdrängen und eine Reflexion über sich erzwingen; um aber auf dem gemeinsamen

Untergrunde der Spannung das intellektuelle als etwas besonderes herauszufinden und zu isolieren, dazu gehörte schon eine gewisse Vorbildung. Die oben vorausgesetzten an Wolff gebildeten Leser, die da eine anschauliche Erkenntnis von der Vollkommenheit des menschlichen Verstandes gewannen, nahmen damit freilich die Analyse und Isolierung vor und ihnen musste das Fehlen der intellektuellen Motive in den deutschen Nachahmungen zu klarem Bewusstsein kommen. Entsprechend gebildete Verfasser wären allerdings befähigt gewesen, die oben angedeutete Kombination auszuführen, aber entweder hatten die Verfasser keine solche Bildung oder es ist ihnen der doch immer noch nötige entsprechende Einfall eben nicht gekommen. —

Erst in der Insel Felsenburg finden wir ein Buch, in dem die von Kippenberg angegebene Tendenz deutlich ausgeprägt ist. Was hier den früheren Robinsonaden entspricht, das sind im Grunde genommen nur die Bilder eines mannigfach bewegten Lebens, die wir aus den Erzählungen der Felsenburger Kolonisten gewinnen. Auch das Weltbild, das diese Erzählungen enthalten, weicht nicht wesentlich ab von dem der oben behandelten vier Bücher, in denen es ja auch nicht an allerlei Unglück, Not, Laster, kurz an dunklen Farben fehlt. Aber bei Schnabel ist nun das Inselleben nicht von der Umgebung assimiliert, sondern tritt zu ihr in Gegensatz, und indem es in vollste ideale Beleuchtung gerückt ist, wird es zur Kritik jenes Weltbildes und dieses erscheint als ein nicht seinsollendes: Schnabel steht, so sehr er auch den rein epischen Reiz der Erzählungen empfunden haben mag, dem darin enthaltenen Weltbilde satirisch gegenüber — das Wort in der allgemeinen Bedeutung genommen, die Schiller feststellte*).

*) Wie weit etwa die Verfasser der deutschen Robinsonaden in den zwanziger Jahren sich, in dem weiten Sinne des Wortes, satirisch zu ihrem Weltbilde verhielten, wie weit sie also unzufrieden damit waren, ohne doch herauszufinden, ohne sich auch in der Phantasie so weit von den Reizen der Welt oder von dem gewohnten Vorstellungskreise des Lebens in der Welt freimachen zu können, um sich in das Traumbild eines einsamen Lebens sehnsuchtsvoll zu versenken, lohnt hier nicht zu untersuchen. Natürlich käme es nicht darauf an, festzustellen, ob die Verfasser einzelnes von dem, was sie erzählen, missbilligen, sondern wie sie das Leben und Treiben der Welt als Ganzes betrachten. Die Untersuchung wäre wohl nicht immer leicht. Bei einem Manne wie dem Verfasser des deutschen Robinson freilich ist man mit dem Urteil bald fertig: er wälzt sich mit vollem Behagen im Schmutz und wir werden uns nicht irre machen lassen durch seine Versicherungen in der Vorrede, dass all die heillosen Geschichten nur zur Abschreckung erzählt seien. Sehen wir doch, wes Geistes Kind der Verfasser ist z. B. an einer Moral, die er aus einer schweren Schulstrafe

Das Leben auf der Insel selbst ist nun zunächst charakterisiert durch eine Reihe von Negationen: es fehlen die Laster u. s. w., die das Leben da draussen in der Welt hässlich und drückend machen. Lehrreich in dieser Beziehung ist ein Lied, das im zweiten Bande gelegentlich von Mons. Litzberg gesungen wird und aus dem ich einige Verse mitteilen muss:

Hier weht kein seichter Wollust-Wind,
Hier kann so leicht kein eitler Wahn betrügen.

...
Hier wird durch falschen Schein
Kein zugesagtes Wort gebrochen.
Hier hört man nichts von Grenz- und anderm Streite.

...
Wucher, Hoffart, eitler Tand,
Setzen sonst das beste Land
Leicht in volle Glut und Brand.
Himmel, steure diesen Feinden.

...
Lass uns nach der alten Weise,
Uns zum Nutzen, dir zum Preise
Ihnen kräftig widerstehn.
Bleib von uns weg du toller Kleider-Pracht!
U. s. w.

Man sieht, die Negation spielt eine grosse Rolle. Und auch Angaben, die nicht gerade in negativer Form auftreten, sind ihrem Wesen nach Negationen, insofern sie deutlich nur gemacht werden, um einen Gegensatz zum europäischen Leben zu bezeichnen. Es ist schliesslich gleichgiltig, ob gesagt wird: wir sind nicht unzufrieden mit dem was wir haben, — oder ob es in dem genannten Gedicht in positiver Form heisst:

seines Helden zieht. Der Junge hat allerlei schlechte Streiche gemacht und schliesslich gestohlen, was sein Kantor entdeckt hat, ohne dass er es weiss. Er leugnet also, wird nun aber so lange geschlagen, bis er bekennt und dann noch bestraft. Moral: nicht etwa, dass man nicht stehlen oder überhaupt keine schlechten Streiche machen soll, sondern dass die Schuljugend „eine begangene Schulstunde, so doch das Leben soll, nicht kostet, gleich bekennen möge!“ In der Vorrede heisst es freilich wieder, es sei eine von den grössten Sünden der jungen Knaben, wenn sie ihren Lehrmeistern alles Herzeleid antun. — Das Buch gehört im ganzen zu denen, die man nicht lesen kann ohne beständige starke Versuchung, sie an die Wand zu werfen. 2*

Wir lassen uns begnügen
Mit dem was unser Feld,
Wald, Fluss und See zur Notdurft reicht.

Auch die in diesen Versen enthaltene Angabe wird klärlieh nur gemacht, um einen Gegensatz zu geben zu der allgemeinen Unzufriedenheit, die in der Kulturwelt herrscht.

In die Kategorie dieser Negationen gehören nun auch viele Züge, die uns im Text der Erzählung selbst entgegentreten. Die Speisen z. B. sind nicht so leckerhaft zubereitet, Tafelzeug und Gerätschaften sind nicht so zierlich und überflüssig wie in Europa; die Kleidung ist einfacher und es fehlt die Perücke, über die sich, nebenbei bemerkt, auch Faramund in seiner glücklichsten Insel entrüstet, u. s. w.; vgl. Kippenberg S. 97. Ebenso sind wohl auch die Angaben zu beurteilen, die über die moralische Qualität der Felsenburger gemacht werden. Anfangs ist ein verbrecherischer Mensch auf der Insel, der arge Lemelie, aber er stirbt bald und dann ist die Insel wie gefeilt: wohl haben die Neuankommenden zum Teil eine recht bewegte und bedenkliche Vergangenheit, aber wenn sie in Felsenburg ointreffen, ist stets die Zeit ihrer Sünden vorüber, sind sie bekehrt und gebessert. Nur einmal noch betritt ein wirklich böser Mensch die Felsenburger Erde, aber diese „schandbare Klara“ gibt wenige Tage nach ihrer Ankunft ihren Geist auf, freilich gleichzeitig mit einigen tugendhaften Schiffbrüchigen. So herrscht denn auf der ganzen Insel Treuherzigkeit und fromme Einfalt, Frömmigkeit, Liebe und Einigkeit.

Kippenberg erwähnt bei der Behandlung der Felsenburg Faramunds glücklichste Insel, ohne aber näher auf sie einzugehen. Es ist doch lehrreich, sie genauer zu vergleichen. Bei Faramund ist die eben angegebene Methode der negierenden Charakteristik die allein herrschende. Selbst von einem epischen Faden kann man hier kaum sprechen. Die Ankömmlinge werden auf der Insel mit den verschiedensten Personen bekannt und werden von ihnen über die dortigen Zustände belehrt, einmal in einem viele Seiten langen zusammenhängenden Vortrage, während dessen wir die Hörer völlig aus dem Gesicht verlieren. Diese machen dann über das Gehörte ihre Reflexionen und stellen fest, dass alles viel besser sei als in Europa. Oder auch sie erzählen etwas von Europa und einer der Insulaner giebt dann die Kritik. Oft genug aber wird von der ganzen Einkleidung überhaupt abgesehen und der Verfasser schildert einfach direkt die Einrichtungen der Insel ohne die Figuren der besuchenden Europäer dabei irgendwie zu verwerten.

Fast alle die mitgeteilten Züge sind also bedingt durch den ausdrücklichen oder stillschweigenden Gegensatz gegen Europa und auch die Form der Negation findet sich sehr oft; so z. B. in der Rede des Königs, mit der er die abschiednehmenden Europäer zurückzuhalten sucht, S. 243: sie giebt in sieben Verneinungssätzen mit kurzen Ausführungen die Quintessenz der ganzen Schilderung. Namentlich im zweiten Teile tritt der Gegensatz gegen Europa fast in jedem Paragraphen — das Buch hat deren 147 auf 250 Seiten — hervor; im ersten Teile bekommen wir einmal einen langen Vortrag über die Kirchenverfassung der Insel, wo man nicht gerade jeden einzelnen Zug als bestimmten Gegensatz gegen eine europäische Einrichtung deuten kann, sondern mehr das Gesamtbild den europäischen Zuständen entgegentritt.

Wollen wir auf Faramunds Werk die Schillerschen Kategorien anwenden, so können wir es nur als eine satirische Dichtung bezeichnen. Durchaus sehen wir den Verfasser beschäftigt mit den Zuständen der europäischen Welt, von denen er sich abgestossen fühlt, und was er von der glückseligen Insel erzählt, berichtet er nur als Gegenbild zu den europäischen Zuständen, durch das diese ihre Kritik erhalten. Höchstens kommt noch an manchen Stellen, namentlich bei der Ausführung über die Kirchenverfassung, der Wunsch hinzu, einmal bis ins einzelne hinein zu zeigen, wie es besser gemacht werden könnte. Nirgends aber schlägt die satirische Stimmung um etwa in eine sehnsüchtige; stets überwiegt die Unlust an den europäischen Verhältnissen bei weitem die Lust an seinem Phantasiebilde. Oder vielmehr es ist ja gar kein Bild: es ist dem Verfasser selbst sicher niemals so weit gegenständlich geworden, um ihm poetische Illusion zu erwecken. Nirgends hat er das Bedürfnis von Erlebnissen zu berichten, in denen die Personen den glücklichen Zustand der Insel an sich selbst erfahren und die er und der Leser nacherlebend genießen könnte, immer genügt ihm die unpersönliche Beschreibung; und die Beschreibung selbst wird in der abstraktesten und trockensten Weise geliefert, nirgends werden die einzelnen Züge in einer Form angegeben oder in einer Weise zusammengestellt, dass wenigstens eine gewisse lyrische Wirkung erzeugt würde.

Anders bei Schnabel. Bei ihm wird die negative satirisch bedingte Schilderung ergänzt durch eine positive, das Bild erhält eigenen selbständigen Gefühlswert*). Zwar giebt er, abgesehen von den

*) Züge, die ursprünglich nur durch den Gegensatz gefordert sind, können durch die Behandlung positiven Wert erhalten. Lese ich die abstrakte Notiz, dass die

ersten Erlebnissen Alberts und Concordias, die wir später noch besonders betrachten wollen, auch nicht gerade viel Scene, aber doch so viel, dass uns das Felsenburger Leben gegenständlich genug wird, um unserer Sehnsucht, unserem Mitgeniessen einen Anhalt zu geben.

Ein Lustgarten der Welt liegt die Insel da. Zwar auch die Inseln in den oben behandelten Robinsonaden sind anmutig oder lustig oder gar ein Paradies, aber wir sehen nicht, dass die betreffenden Robinsone sich sonderlich um die Schönheit der Natur kümmern^{*)}. Ferner: auch als bei Faramund die Besucher die Insel betreten, erblicken sie eine angenehme Gegend, die dem schönsten Lustgarten gleich sieht; aber die Besucher verwundern sich nur, da sie so etwas auf der anscheinend rauhen Insel nicht erwartet haben, und als nun der Lustgarten beschrieben wird, da wird nur die Fruchtbarkeit und Ordnung hervorgehoben: die Beete, auf denen der schönste Weizen wächst, sind alle von einer Breite und Länge, und gerade abgegrenzt, wie nach der Schnur. Zwischen den Beeten stehen fruchtbare Bäume nebst hohen Weinstöcken und um die einzelnen Äcker zieht sich ein Zaun, der aus figurenweise und weitläufig zusammen gebundenen Pfählen besteht, sodass man überall bequem durchsehen kann. — Die Felsenburger aber haben wirklich Freude an der Schönheit ihrer Insel und es handelt sich wirklich um Schönheit. Zwar trägt in dem grossen Garten des Altvaters auch ein Viertel des Areals fruchtbare Bäume, ein Viertel Weinstöcke, ein Viertel Küchenkräuter und Wurzeln und nur ein Viertel „unzählige Sorten von Blumen-Gewächsen“, Rasenflächen werden überhaupt nicht erwähnt; aber an einen wirklichen und zwar intensiveren Naturgenuss müssen wir glauben, wenn wir lesen, dass einige Männer über eine gute Stunde auf einer Höhe verweilen, deren Aussicht mit folgenden Worten geschildert wird: Der angenehme Prospekt auf die Sandbank, in die offenbare See, und dann linker Hand in die schöne Bucht, die aber einen sehr gefährlichen Eingang hatte, war ganz ungemein, ausser dem, dass man allhier auch die ganze Insul, als unser kleines Paradies, völlig übersehen konnte. Hervorgehoben wird

Leute nicht neidisch sind oder dass sie hilfsbereit sind, so ist das eine blosser Negation in dem oben angegebenen Sinne; wird mir aber die Hilfsbereitschaft in einem Beispiel so vorgeführt, dass ich meine Freude an dem Anblick des konkreten Falles habe, so erhält der Zug einen positiven Wert. Daneben giebt es Züge, die von vornherein keinen Gegensatz bedeuten, z. B. wenn die Leute sich an der Natur oder an ihren zahmen Tieren freuen.

^{*)} Mit Ausnahme der Helden in der nach dem ersten Bande der Felsenburg geschriebenen zweiten Lydioepisode.

ferner die Schönheit des Wasserfalls: wir betrachteten den herabschiessenden Wasserfluss, welches gewiss in dieser hellen Nacht ein besonderes Vergnügen erweckte. Auch an einer späteren Stelle finden sie es lustig anzusehen, wie das Wasser eines Flusses mit grösster Gewalt, und an vielen Orten etliche Ellen hoch, zwischen hemmendem Gestein hervorstürzt.

Wenn Neuankommende zum erstenmale vom Strande her den Felsengürtel der Insel durchschritten haben und sich die Aussicht auf das Innere ihnen öffnet, sind sie stets entzückt davon. Worauf der Reiz dieses Anblicks beruht, wird nicht näher angegeben, überhaupt wird die Aussicht nirgends beschrieben; die genauesten Angaben macht noch der Altvater, wenn er von den „schönsten blühenden Bäumen, dem herumspazierenden Wilde und anderen Annehmlichkeiten“ spricht. Wir können uns aber nach der Karte der Insel eine deutliche Vorstellung davon machen, was die Besucher vom Eintrittspunkte aus sehen: ein ziemlich weites Terrain mit fruchtbaren Feldern und Gärten und langen Alleen, mit Hügeln oder Bergen, Wald, Seen und Flüssen, im Hintergrunde begrenzt durch die hohe Felsmauer, die ganz Felsenburg umgiebt; also eine Landschaft, welche auch für unser Naturgefühl reizvoll genug wäre. Möglicherweise sind auch für Schnabel wie für Faramund die praktischen Annehmlichkeiten, Fruchtbarkeit und Wildreichtum, stark inbetracht gekommen, und wie der Altvater, von der öden Küste kommend, wo sie keine grosse Auswahl von Speisen haben, zum erstenmale alle die Herrlichkeiten erblickt, wäre es sehr natürlich, wenn ihm das herumspazierende Wild nicht so sehr vom ästhetischen als vom praktischen Standpunkt aus gefiele. Aber wenn sich schon bei dieser Gelegenheit das praktische Interesse nicht allein geltend macht — die schönsten blühenden Bäume haben damit nichts zu tun —, so müssen wir uns bei den späteren Besuchern den ästhetischen Faktor in erster Linie wirksam denken. Dass die Leute für diesen überhaupt empfänglich sind, sehen wir ja aus den oben angeführten klaren Angaben, und was uns über die Wirkung der Aussicht auf die Besucher mitgeteilt wird, ist doch so, dass man es nicht nur auf die Freude beziehen möchte, in eine Gegend zu kommen, wo sich's wohl sein lässt. Als der von seinen verräterischen Untergebenen ausgesetzte, von den Felsenburgern aufgefundene und durch den Felsenweg geführte Kapitän Wolfgang zum erstenmale die Gegend, „eine der allerschönsten Gegenden der Welt“, erblickt, antwortet er zwar mit kurzen Worten auf die teilnahmevolle Frage seiner Begleiter, hat aber seine Augen beständig nach der schönen Gegend zugewandt, die

ihm ein irdisches Paradies zu sein scheint. Derselbe Kapitän will die Leute, die er aus Europa mitbringt, nicht bei Nacht in den Lustgarten der Welt führen, sondern erwarten, bis die Sonne zu ihrem Einzuge scheint und ihnen die Gegend in ihrer natürlichen Schönheit zeigt. Als dann am folgenden Morgen die ganze Gesellschaft das Innere der Insel erblickt, da bleiben die Augen eine gute Zeit recht starr offen stehen, der Mund aber vor Verwunderung des Gemütes geschlossen. Einem, dem Prediger Schmelzer, treten vor Freuden die Tränen in die Augen, er fällt auf die Kniee und dankt Gott, dass er sie ohne Unfall dahin geführt. Es scheint doch, dass die Tränen eine Reaktion auf den Anblick der schönen Gegend sind und dann erst die religiösen Gedanken sich anschliessen.

Das Leben der Felsenburger ist reich ausgestattet mit allen Gegenständen des täglichen Bedürfnisses, mit bequemen Wohnungen, guter Kleidung, vortrefflichen Speisen und Getränken. Und wenn auch behauptet wird, dass sie mässige Leute sind, so sehen wir doch, dass sie eine gute Mahlzeit jedenfalls nicht verachten: bei der Hochzeit des Kapitän Wolfgang dauert das Festmahl über vier Stunden und die Speisekarte ist sehr reichhaltig; zu seiner einsamen Hochzeit mit Concordia, um das hier gleich zu erwähnen, schlachtet Albert ein junges Reh und eine junge Ziege, schießt ein Paar Rebhühner, schafft Fische herbei und liest das beste frische Obst aus, mittlerweile seine Braut Kuchen, Brot und allerlei Gebackenes zurichtet. Kaffee und Tabak spielen eine grosse Rolle und gelegentlich sehen wir einen kleinen Kreis im gemütlichen Zusammensein abends beim Altvater, wo unter allerhand erbaulichen Gesprächen einige Pfeifen Toback geraucht und einige Gläser eines „wohl abgesottenen Gersten-Wassers“ getrunken werden. Vgl. Kippenberg S. 100.

Der Verkehr der Felsenburger untereinander wird nicht genauer durch Beispiele geschildert, doch wird uns wenigstens die gegenseitige Gastfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft leidlich anschaulich. Die Liebesgeschichten, die auf der Insel vorkommen, werden nur kurz berichtet, abgesehen natürlich von dem noch zu erörternden Falle Albert-Concordia. Übergrosse Sentimentalität ist bei den Felsenbürgischen Liebhabern nicht zu finden: als einmal zwei Männer sich in ein Mädchen verlieben und diese sich dem einen mehr zuneigt als dem anderen, da lässt dieser sich gleich weisen, nimmt Abschied von ihr und sucht nachher eine andere nicht weniger wohlgebildete und tugendhafte Jungfrau aus. Weit entfernt ist Schnabel davon, seine Schilderung des Felsenburger Lebens durch Motive zu würzen, die irgend-

eine mit dem Sexualgebiet zusammenhängende Sehnsucht nach solichem Leben hervorrufen könnten, also die Verhältnisse etwa so darzustellen, wie sie uns in der idealen Welt des Schäferspiels entgegentreten, wo Schäfer und Schäferin sich jederzeit nach Belieben küssen und sonstige Tändeleien miteinander treiben können. — Manche Einzelheit aus dem Liebesleben der Felsenburger ist doch ganz hübsch; so z. B. die Scene, wo der Kapitän den Junggesellen den Rat giebt, sie sollten sich nur bei Zeiten etwas Liebes aussuchen, darauf der in Liebes-sachen blöde Schmelzer seine Zuneigung zu des Altvaters klügster Hauswirtin gesteht, der Altvater dazu lächelt und der Kapitän sich sofort bereit erklärt, den Freiwerber zu machen.

Von politischen Verhältnissen ist wenig die Rede, desto mehr aber von religiösen: und auch hier werden uns Einzelfälle anschaulich beschrieben, Predigten, Beichten u. s. w. Auch diese Dinge müssen berücksichtigt werden, wenn wir uns fragen, was dem Bilde des Felsenburger Lebens für die damaligen Leser-Stimmungswert gab.

So stehen bei der Schilderung des Lebens in der grossen Felsenburger Familie negative und positive Züge nebeneinander: halb blickt der Verfasser kritisch zurück auf Europa, halb giebt er sich hin an sein Phantasiebild. In einem Teil der Geschichte aber herrscht das positive Element so gut wie ausschliesslich: in dem Bericht über das einsame Zusammenleben Alberts mit Concordia und ihrer kleinen Tochter.

Alles was wir bei den früheren Robinsonaden vergeblich suchten, ist hier vorhanden. Albert und Concordia leben in behaglicher Fülle und auch eine persönliche Verwahrlosung tritt nicht ein: Concordia hat nach I, S. 265 schöne Hände, obgleich sie doch in der Wirtschaft alles machen muss. Zahme Tiere sind da, unter denen namentlich die Affen manche Freude machen: sie sind übrigens stark vermenschlicht, sie lernen nicht nur alles, sondern z. B. sie zeigen auch bei der Geburt von Concordias Zwillingkindern eine übermässige Freude und grössten Diensteifer. Es fehlt auch nicht an Fällen, wo wir das Paar in anziehender Situation sehen: mehrfach schon erwähnt und gerühmt ist die einsame Hochzeit und es finden sich auch noch andere hübsche Scenen. Ich will eine Stelle hier abschreiben: im Winter . . . „konnten wir zuweilen etliche Stunden einander in die Arme schliessen und mit untermengten Küssen allerhand artige Geschichten erzählen, worüber denn ein jedes seine besondere Meinung eröffnete, so dass es öfters zu einem starken Wortstreite kam, allein wir vertrugen uns letztlich immer in der Güte, zumal wenn die Sache ins geheime Kammergericht

gespielt wurde“. — Es ist übrigens das einzige Mal, wo auf die ehelichen Freuden mit einem leisen Lächeln hingedeutet wird; aber doch auch hier keine Spur von Lüsterheit. — Zu allem kommen die Angaben über die Stimmung des Paares. Albert sehnt sich eine Zeit lang sehr wegzukommen, aber nur weil er gerne heiraten möchte und doch seiner Genossin versprochen hat, sie nicht mit Werbungen zu belästigen; nach der Verheiratung leben sie im allerglücklichsten Zustande und das Verlangen nach der Heimat scheint bei beiden ganz erstorben zu sein, wie ja denn auch beide niemals die Insel verlassen, obgleich ihre grossen Reichtümer ihnen in Europa die angesehenste und angenehmste Stellung verschaffen würden.

Hier also haben wir echte und völlig reine Idylle vor uns. Nur ganz flüchtig werden wir gelegentlich an Europäische Verhältnisse erinnert, nur wo der Zusammenhang der Geschichte es ganz natürlich mit sich bringt; und auch dann haben diese Erwähnungen kaum eine satirische Betonung. Das meiste, das uns mitgeteilt wird, ist derart, dass dabei ein tatsächlicher Gegensatz gegen europäische Verhältnisse von vornherein nicht inbetracht kommt; vgl. die Anmerkung auf S. 21 u. 22. So ist die Welt hinter uns versunken und nur das Bild dieses glücklichen friedlichen Lebens beherrscht unsere Phantasie und Stimmung.

Ein tatsächlicher Gegensatz, sagte ich, kommt nicht inbetracht; denn ein latenter Gegensatz der Stimmung ist ja bei Schnabel vorhanden gewesen. Zwar kann Freude an der Idylle auch ohne einen solchen Gegensatz vorkommen: Defoe z. B. hat sie gehabt, obgleich in seinem Buche, wie Kippenberg hervorhebt, keine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden sich ausdrückt, und der Verfasser des Lydio hat sie bis zu einem gewissen Grade gehabt, obgleich er seinen Selindo und seine Leonore in die Welt zurückführt und dort für die ausgestandenen Fatiguen die Ruhe geniessen lässt. Nicht Abkehr von der Welt, sondern nur einige Leichtbeweglichkeit der Phantasie und des Gefühls ist unerlässliche Voraussetzung zum Genuss eines idyllischen Bildes. Bei Schnabel aber kommt allerdings beides zusammen, und seine satirische Stimmung gegenüber der Kulturwelt hat ihm sicher die Empfänglichkeit für die idyllischen Motive geschärft; aber er hat sich dann so in sie vertieft, dass jene Stimmung gerade in der Episode Albert Concordia völlig latent wird. Ja nicht einmal ein Gefühl der Sehnsucht ist bei dieser Schilderung zu spüren, so ganz ist sie Gegenwart geworden. —

Leichtbeweglichkeit der Phantasie und des Gefühls fehlen dem Dichter nicht. Erstere braucht nicht erst nachgewiesen zu werden,

das ganze Buch spricht in dieser Beziehung deutlich genug; dagegen will ich noch ein wenig näher eingehen auf die Fälle, wo sich weicheres Gefühl verrät. Zunächst aber gilt es, für diese Betrachtung einen Hintergrund zu schaffen und zwar soll das geschehen durch Vergleichung der vier oben behandelten Robinsonaden. Um einen einigermaßen festen Massstab zu gewinnen, stelle ich die Frage dahin, bei welchen Gelegenheiten geweint wird. Dabei wird freilich die ganze Skala unterhalb des Tränenpunktes nicht berücksichtigt und z. B. die unglaubliche Gefühlsrohheit des deutschen Robinson zeigt sich nicht in ihrer vollen Grösse; doch kommt es ja darauf hier nicht so an.

Im deutschen Robinson finden sich fast nur Tränen des Schmerzes und zwar bei direkter eigener Not des Weinenden, bei Unglücksfällen, Schicksalsschlägen und Kränkungen; auch leidenschaftliche Bitte verbindet sich mit Tränen und der auf der Insel ausgesetzte sündige Mönch weint aus Reue. Ausserdem weinen zweimal Frauen vor Freude, auch bei einem sie ganz direkt treffenden Anlass. Niemals aber werden Tränen durch Rührung oder Mitleid hervorgerufen; in einem Falle, wo der Held weint, könnte man allerdings wohl das Vorhandensein von Mitleid annehmen, aber jedenfalls sind da auch noch andere Schmerzgefühle egoistischer Art wirksam, und sind wohl wirksamer als das Mitleid.

Etwas mehr bietet der sächsische Robinson; meine Angaben beziehen sich übrigens nur auf den ersten Teil, den zweiten kenne ich nicht. — Auch hier natürlich Tränen bei eigener Gefahr u. s. w.*); auch hier natürlich Tränen der Reue, die wieder in bedrängter Situation, auf der Galeere eintritt. Ferner einmal Freudentränen und zwar eines Mannes. Einmal, wo das Mitleid wirken könnte, ist die Sache wieder nicht ganz eindeutig: der Held hat mit seinem Herrn Schiffbruch gelitten und ist mit ihm an eine kleine Insel geworfen; der Herr hat das Bewusstsein verloren, er bemüht sich um ihn und als der Herr endlich die Augen aufschlägt und die berühmte Frage tut: wo bin ich? da laufen dem Helden die Tränen aus den Augen. Ein anderer Fall hat jedenfalls stark egoistischen Zusatz. Das interessanteste sind Tränen religiöser Rührung: beim Dank an Gott und namentlich erwähnenswert beim Anblick fremder inbrünstiger Andacht, wobei der Weinende bejammert, dass er kein solch inbrünstiges Gebet zu verrichten vermag.

*) Solche Tränen finden sich natürlich auch im Lydio und im Landeron. Ich erwähne sie im folgenden nicht mehr ausdrücklich.

Wieder etwas mehr Weichheit finden wir im Lydio, wenigstens im dritten Bande, wo einige Tränen des Mitleids bei verhältnismässig leichteren Anlässen vorkommen. Ein Mädchen ist entführt, sie liebt ihren Entführer nicht und hat ihre Unschuld gegen seine gewaltsamen Angriffe zu verteidigen; trotzdem steigen ihr die Tränen in die Augen, als ein Befreier den Mann tötet. Selindo und Leonore weinen bei dem blossen Bericht Lydios von dem Tode seiner Sylvia. Als Selindo auf der Insel die Gebeine des Vorgängers findet, lockt ihm die Wehmut, dass solcher so ohne einige menschliche Gesellschaft seinen Geist aufgeben müssen, die Tränen aus den Augen, und auch Leonore beehrt diese Gebeine mit einigen Zähren. Andere Tränen des Mitleids sind weniger auffällig.

Freude ist wohl die Hauptursache des Weins bei einem Manne, der einen Verwandten nach längerer Trennung wiedersieht; freilich ist dieser Verwandte ein gebesserter Sünder, der früher viel Herzeleid angerichtet hat. Sonst wird beim Wiedersehen nicht vor Freude geweint, der Verfasser bemerkt nur öfters, seine Feder sei zu schwach, um die Freude zu schildern oder so ähnlich. Tränen der Reue wieder im Gefängnisse, auch nach dem selbstverschuldeten Verlust eines geliebten Weibes, aber einmal auch ohne das Mitwirken einer solchen besonderen Gewissensschärfung bei einer Christin, die sich mit einem Heiden verbunden hat und nun öfters mit tränenden Augen beklagt, dass sie sich so vergangen habe. Andere religiöse Anlässe: Lydio stehen einmal die Augen voll Wasser über den jämmerlichen Seelenzustand seiner Mitsklaven; nachdem er seine eigene fromme Gesinnung ausgesprochen hat, führt ihn der eine der Sklaven, der besser ist als die anderen, abseits und umarmt ihn mit tränenden Augen *).

Eine eigentümliche Stellung nimmt der Landeron ein. Er ist mit seinen Schauergeschichten, den Folterscenen u. s. w. für robuste Leser berechnet und man meint, dass auch der Verfasser nicht viel Weichheit gehabt haben könne. Dennoch finden sich vereinzelt Spuren von Sentimentalität, die nun freilich zu dem Ganzen durchaus nicht stimmen und die man daher für künstlich gemacht halten möchte. Welche Veranlassung der Verfasser dazu gehabt hat, weiss man freilich nicht.

*) Der Grund zum Weinen ist hier wohl wieder ein doppelter, nicht nur religiöse Rührung über Lydios fromme Worte, sondern auch Freude, nun einen Menschen zu haben; mit dem sichs verkehren lässt. Es hat aber keinen Zweck, jede Stimmung hier genau zu analysieren.

Dass er einmal behauptet, er habe den Abschiedsbrief der Geliebten nicht ohne Vergiessung heisser Tränen für das Druckmanuscript abschreiben können, mag Reklame sein.

Der Landeron kennt Tränen des Mitleids, ferner Freudentränen, dann, was besonders beachtenswert ist, Tränen der Rührung über fremde Güte oder fremdes Glück. So hat der Held Tränen in den Augen, als ihm die Geliebte feierlich Treue schwört, und als Grund wird ausdrücklich angegeben, er habe nunmehr deutlich erkannt, wie redlich sie es mit ihm meinte. Einmal wünscht ihm ein Freund am Schlusse eines Briefes alles Gute, „wozu er sich so vieler wohlmeinender Wörter bediente, dass mir darüber die Thränen aus den Augen flossen“. Es ist übrigens ein Abschiedsbrief, da Landeron fliehen muss, und es stehen auch unangenehme Nachrichten darin. Als die Kapitänin ihm das Anerbieten macht, er solle ihre Milch trinken, schiessen ihm die Tränen aus den Augen. Seine alte Geliebte weint nachher, als er ihr von der Hilfe der Kapitänin erzählt, und meint, Gott werde es ihr gewiss lohnen. Als die nach langen Jahren wiedergesehene und zuerst nicht erkannte Geliebte dem Landeron sich zu erkennen giebt und beide nun mit Liebkosungen sich begrüssen, freut sich die Kapitänin von Herzen darüber und bittet sich weinend die Gnade aus, in der Gesellschaft beider als eine geringe Magd ersterben zu dürfen.

Endlich auch hier wieder die religiösen Anlässe. Die Kapitänin weint bei der Nachricht vom Tode ihres Vaters darüber, dass er als Türke gestorben ist. Als zwei frühere Renegaten, die zum Christentum zurückgekehrt sind, standhaft alle schrecklichen Martern aushalten, weint Landeron vor innerlicher Zufriedenheit über ihre unbegreifliche Standhaftigkeit und den Trost, den ihnen Gott zueignet. Die Kapitänin wird auf dem Schiff getauft, der Prediger verdeutscht ihr Glaubensbekenntnis und erklärt den Eifer der Türkin für die christliche Religion: da gehen vielen von dem Schiffsvolke die Augen über. —

Die Personen der Felsenburg übertreffen die der drei zuerst behandelten Romane an Empfindsamkeit ziemlich weit, und sie übertreffen auch noch die des Landeron: die Tränen Schmelzers z. B. beim Anblick des „Lustgartens der Welt“ gehen über den Massstab des Landeron entschieden hinaus. Vor allem hat man aber in der Felsenburg durchaus das Gefühl, dass alle geweinten Tränen ächt sind, dass der Verfasser aus Erfahrung weiss, wie den Menschen in solchen weichen Stimmungen zu Mute ist.

Tränen des Mitleids fehlen natürlich nicht und kommen auch in leichteren Fällen vor, z. B. bei der Abreise Eberhards nach Europa gegen Schluss des zweiten Bandes. Seine geliebte Cordula weint und wird namentlich durch eine gesungene Cantate in völlige Wehmut gesetzt, „so dass ihre Thränen noch viele tausend andere Thränen von anwesenden Personen beiderlei Geschlechts herauslockten“. — Freudenstränen in eigener Sache, etwa beim Wiederssehen geliebter Menschen, sind gleichfalls nicht selten. Ferner finden sich Tränen der Teilnahme und Rührung über fremdes Glück: so stehen dem Kapitän die Augen voll Freudenstränen, als er die herzliche Begrüssung zwischen Eberhard und seinem alten Lehrer Schmeltzer ansieht; der Altvater erzählt, dass bei der Verlobung eines geretteten Schiffbrüchigen mit seiner Stieftochter alle Anwesenden vor Freude geweint haben. Ebenso Tränen über fremde Güte. Besonders häufig aber wird aus religiösen Anlässen geweint. Schmeltzer erklärt, er wolle mitgehen als Schiffsprediger, aber erst nachdem er sein Examen gemacht und die Priesterweihe empfangen habe: dabei treten ihm selbst und dem Kapitän Wolfgang die Tränen in die Augen. Weiter weint Wolfgang, als Schmeltzer zum Priester geweiht wird. Der Altvater weint Freudenstränen, als ihm eine Bibel übergeben wird: ferner während der ersten Predigt vor grosser Freude, weil ihm der Himmel die Gnade verliehen, noch vor seinem Ende einen Prediger seiner Religion zu hören: und heisse Tränen bei der ersten Beichte in Felsenburg. Eine junge Heidin, die in Begleitung des Kapitäns Horn auf die Insel kommt, bittet vor der Weiterreise um die Taufe, damit sie, falls sie sterbe, nicht als Heidin sterben möge: dabei weint sie einige Tränen und sofort gehen auch dem Altvater und vielen anderen die Augen über. Als Schmeltzer sich selbst traut, stehen den meisten Anwesenden Tränen in den Augen. Eberhards Vater weint fast die ganze Predigt über und sagt seinem Sohne ins Ohr, nun merke er erst, dass er bisher kein rechter Christ gewesen sei. Einmal weint jomand fast die bittersten Tränen über eines anderen jämmerlichen Seelenzustand.

Man sieht: hier haben wir doch mehr Weichheit, als auch der Landron bietet, und, wie bereits angedeutet, die Tränen, die hier geweint werden, stimmen zu dem Gesamtkarakter des Buches. Im Ganzen also: auf Schnabel passt, was Kippenberg von den deutschen Verehrern des Robinson überhaupt sagt: er ist ein gefühlvoller Mann, der sich aus dem Drucke der gegenwärtigen Verhältnisse herausseht und sich auf der friedlichen Insel einen glückseligen Zustand erträumt.

Wie viele seiner Leser gleich nach 1731 ihm gefolgt sind, wie viele gerade das weltentrückte und idyllische seines Romans anziehend fanden, lässt sich nicht ausmachen. Der blosser Erfolg des Buches entscheidet darüber nichts: denn der Erfolg der Felsenburg stand nicht nur auf einer Karte. Wir, denen das weltentrückte und idyllische an dem Werke das interessanteste ist, unterliegen leicht der Versuchung, auch die Ausdehnung der Partien, in denen es zum Ausdruck kommt, als sehr beträchtlich zu schätzen und damit zu überschätzen: in Wirklichkeit nehmen sie keineswegs viel Raum ein. Schon der erste Band enthält vieles romanhafte und abenteuerliche: die Geschichte des Cyrillo, der Judith van Manders, der Virgilia van Cattmers, des David Rawkin und des Kapitäns Wolfgang: ja auch aus der Erzählung des Altvaters ist die ganze Partie bis zum Tode des Lemelie und manches Spätere hierher zu rechnen, im Ganzen also weit mehr als die Hälfte des Bandes. Der zweite Band ist zu ungefähr vier Fünfteln angefüllt durch die Erzählung der neuen Bürger von Felsenburg, des Kapitäns Horn über seine Reise, endlich den Bericht über die Reise Eberhards nach Europa. So war auch für die gesorgt, denen die Schilderung des friedlichen Lebens auf der Insel kein tieferes Interesse erregte: auch sie konnten, wenn dieser Rest sie nur nicht geradezu langweilte, selbst bei dem ersten Bande, jedenfalls aber bei dem zweiten ihre Rechnung finden. Auf ihr Conto könnte ein gut Teil von dem ersten Erfolge der Felsenburg kommen, zumal ja die Geschichten selbst vortrefflich waren, besser als irgend etwas anderes Gleichzeitiges, und folglich eine grosse Anziehungskraft auf die Leser ausüben mussten.

Das friedliche Leben auf der Felsenburg selbst liess sich jedenfalls nicht als ein Abenteuer auffassen und als solches geniessen, wie das mit dem Inselleben Crusoes möglich war. Es fehlt jede Spannung, es wird kein Mitleid geweckt und keine Bewunderung für Standhaftigkeit und Mut: die Leute in Felsenburg kämpfen nicht, sie haben keine Sehnsucht nach einer „Erlösung“, sie sind nur glücklich und der Leser kann ihnen gegenüber nichts, als ihr Glück nachleben und sich daran freuen.

Für eine solche Freude an dem Bilde eines stillen, friedlichen, weltentrückten Glückes war nun allerdings nach 1731 sicher im Publikum mehr Empfänglichkeit vorhanden, als 11 Jahre früher, und sie muss in den nächsten Jahren ständig gewachsen sein. Seit der Mitte der vierziger Jahre dringt in unserer Litteratur die Sentimentalität durch: die Strömung, die ihr zum Siege verhalf, muss in der Zeit vorher entstanden und allmählich stärker und stärker geworden sein. Schnabel

selbst war von ihr erfasst und auch im Publikum wird sie damals schon eine Rolle gespielt haben.

Es ist aber noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Kippenberg führt in seiner Bibliographie vom ersten Bande, der 1731 erscheint, folgende Neuauflagen an: 1732, 36, 40, 44, 49, 51; vom zweiten Bande, der 1732 herauskommt, folgende: 1733, 37, 46, 52, 63. Kippenberg setzt nun allerdings hinzu: „Ausser diesen aufgeführten, die mir zu Gesicht gekommen, noch sehr viel mehr“. Man weiss nicht, ob sich dieses „sehr viel mehr“ auf spätere Ausgaben beziehen soll oder ob Kippenberg auch für die Zeit, wo er sie verzeichnet, nicht nach Vollständigkeit gestrebt hat. Ich selbst bin hier nicht in der Lage, mich über die vorhandenen Auflagen zu unterrichten, worüber wir ja von Herrn. Ulbrich die sicherste Belehrung erhalten können und hoffentlich auch bald erhalten werden. — Ist Kippenbergs Aufzählung vollständig, so hat der an idyllischem Inhalt so viel ärmere zweite Band zuerst in den Auflagen vollkommen mit dem ersten Schritt gehalten und ist erst seit 1737 vom ersten überflügelt worden — d. h.: erst von da an konzentriert sich die Teilnahme des Publikums hauptsächlich auf die einsamen Erlebnisse Alberts und Concordias, während früher auch bei den Lesern, die für das idyllische u. s. w. eine tiefere Teilnahme hatten, die eingestreuten Erzählungen doch ein eben so grosses Interesse erregten. Denn diejenigen, welchen diese Erzählungen und damit der zweite Band die Hauptsache waren, werden natürlich den ersten immer mitgekauft haben, während für Verehrer des ersten Bandes der Erwerb auch des zweiten nicht so selbstverständlich war und nur erfolgt sein dürfte, wenn er gleichfalls ein starkes Interesse erregte.

Von dem dritten und vierten Bande konnte hier überall aus leichtbegrifflichen Gründen abgesehen werden.

Soviel von den Robinsonaden. Neben ihnen kommt für unseren Zusammenhang hauptsächlich Haller in Betracht, zu dessen Behandlung ich in der Fortsetzung dieser Studie im nächsten Hefte übergehe.

Die Geschichte von Soliman und Perseda in der neueren Litteratur *).

Von
Ernst Sieper.

1. Die französischen Bearbeitungen.

I. (Le Printemps d'Yver und sein Verfasser.)
Die Geschichte von Soliman und Perseda entstammt einer 1592 erschienenen französischen Novellensammlung: 'Le Printemps d'Yver', contenant cinq histoires discourues par cinq journées en une noble compagnie au château du Printemps (Paris 1572). Während die anderen allerdings weit umfangreicheren Sammlungen des für die novellistische Produktion so ungemein günstigen 16. Jahrhunderts: 'L'Heptameron ou Histoires des Amants Fortunés' (Paris 1558) und 'Contes et Joyeux Devis' (Lyon 1558) die litterarischen Forscher von jeher in ausgedehntem Masse beschäftigten, blieb ihnen seltsamerweise dies Buch bis in die jüngste Zeit verborgen, trotzdem es vor Ablauf

*) Mir lagen folgende Bearbeitungen vor: 1. 'Le Printemps d'Yver', von Jacques Yver, abgedruckt in: 'Les vieux conteurs français' von Paul L. Jacob. Panthéon littéraire. Paris 1841. — 2. Henry Wotton: 'A courtlie Controuersie of Cupids Cautels' etc. London 1578. — 3. 'The Tragedy of Soliman and Perseda.' Hawkins, 'The Origin of the English Drama' II. Oxford 1778. — 4. 'The Spanish Tragedy' von Th. Kyd Hawkins, 'The Origin of the English Drama' II. Oxford 1778. — 5. Mainfray, 'La Rhodienne ou la cruauté de Soliman' 1621. — 6. 'Ibrahim ou l'illustre Bassa', Roman von Mlle de Scudéry. Paris 1641. — 7. 'Ibrahim, ou l'illustre Bassa' (Tragicomédie) par Monsieur de Scudéry. Paris 1643. — 8. 'Perside, ou la svelte d'Ibrahim Bassa' par Desfontaines. Paris 1644. — 9. 'Le Soliman'. Paris 1637. — 10. 'Ibrahims oder des Durchleuchtigen Bassa und der Beständigen Isabellen-Wunder-Geschichte', durch Fil. Zaesien von Fuerstenau. Amsterdam 1645. — 11. Daniel Caspers von Lohenstein, 'Ibrahim', Trauerspiel. Leipzig 1653. — 12. Elkanah Settle, 'Ibrahim the illustrious Bassa'. London 1677. — 13. A. A. v. Haugwitz, 'Obsiegende Tugend (oder Der Bethörte) Doch wieder bekehrte Soliman'. 1684. — 'Der Trew- und Tugend-Sieg' etc. Heidelberg 1686. — 15. Erasmus Francisci: 'Der hohe Trauersaal steigender und fallender Herren.' Nürnberg 1669.

rade in Deutschland folgerichtig durchgeführten Wesens ihrer künstlerischen Form gelangt; den Hans-Sachsischen Vers hat er falsch für eine echt deutsche Kunstform gehalten: er hat sie bei der Nachbildung unbewusst von ihrem französischen Gehalte befreit und in die echt deutsche Form des Hebungsverses zurückgeführt, der seitdem nicht mehr das Stigma des Knittelverses zu tragen braucht: so zeigt sich ein lehrreicher Zusammenhang zwischen Goethe, Gotik und Knittelvers.

Frankfurt a. M.

Weltflucht und Idylle in Deutschland

von 1720 bis zur Insel Felsenburg.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Gefühlslebens

von

Hubert Rütteken.

II. Albrecht von Haller.

Das Hallers Alpen keine Idylle sind, ist schon öfters gesagt worden, aber noch keineswegs allen Fachgenossen völlig in Fleisch und Blut übergegangen. Bächtold z. B., dessen Litteraturgeschichte man jetzt über diese Dinge doch in erster Linie aufschlagen muss, vermeidet zwar bei der Charakteristik den Ausdruck Idylle, aber er spricht das, worauf es ankommt, doch nicht scharf aus, und in seiner Reproduktion streicht er fast alle die zur Kennzeichnung der Stimmung doch so wichtigen auch in der Form negativen Sätze, sodass schon dadurch diese Reproduktion viel mehr den Eindruck einer Idylle macht, als Hallers Gedicht selbst. So ist es doch wohl noch keine überflüssige Arbeit, wenn ich die Analyse, die hier auf meinem Wege liegt, durchführe; ich hoffe den Tatbestand auch etwas genauer feststellen zu können, als es bisher geschehen ist.

Hallers Fantasie arbeitet vor allem mit Begriffen, sehr selten mit Anschauungen, fast nie mit Situationen. Lassen wir vorläufig die Alpen beiseite und mustern wir die übrigen Gedichte: wir finden wohl einzelne Bilder, es wird gelegentlich das Äussere eines Menschen oder eine Naturszenerie beschrieben, aber Haller steht diesen Dingen dann als Beobachter gegenüber; Fälle, wo wir ihn selbst in einer bestimmten Situation sehen, sind äusserst selten und wenig ausgeprägt. Das Gedicht an Doris ist gedacht als eine Anrede an die Geliebte, und zwar wird vorausgesetzt, dass sie unter „jenen Buchen“ ihm gegenübersteht; aber wie wenig merken wir davon, wie wenig wird

uns die Stellung der beiden klar: man erfährt nicht einmal, ob sie Hand in Hand stehen, ob sie ihn ansieht u. s. w. Nur ein Erröten ist einmal angedeutet und einmal ein Seufzen: im übrigen hören wir das lange Gedicht hindurch nur ihn reden und erst am Schluss wird uns ihre Gestalt etwas deutlicher und wir merken, dass er sich rüstet, sie zu küssen. In den Gedichten, die sich auf Marianne beziehen, kommen einige, sehr wenige, Angaben über vergangene Situationen vor, und so findet sich sonst noch hie und da ein oder der andere Vers, der hier in Betracht käme. Aber unter den wenigen Angaben, die überhaupt vorkommen, sind wieder die meisten sehr kurz und flüchtig und alle werden sofort überwuchert von der Reflexion. Rollengedichte gar stehen in der Sammlung überhaupt nicht. Das alles lässt darauf schliessen, dass Hallers Fantasie nicht die Tendenz hatte, sich in bestimmte Situationen hineinzuträumen.

So wenigstens lehren uns die erhaltenen Gedichte. Seine Jugenddichtungen hat ja Haller verbrannt, „Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte und was es alles war“; doch dürfen wir wohl annehmen, dass der eben erörterte, so überall durchgehende Zug auch für die Jugenddichtungen charakteristisch gewesen sein wird. Dass in den Tragödien und epischen Gedichten Rollen ja natürlich vorgekommen sein müssen, widerspricht dieser Annahme nicht; denn erstens waren die Rollen eben durch die Dichtungsart gefordert und ihr Vorhandensein beweist mithin nichts für eine Tendenz der Fantasie zum Durchfühlen fremder Individualitäten und Situationen, und zweitens wissen wir ja nicht, wie weit es Haller gelungen ist, sich da in die fremden Charaktere hineinzu fühlen. Wahrscheinlich sehr wenig. Die späteren Romane habe ich darauf nicht genau durchgesehen, und Widmann, dessen Buch über Hallers Staatsromane (s. Ztschr. IX, 247) mir während der Druckredaktion dieses Abschnittes zukommt, sagt nur, dass Haller nicht den Pinsel des Portraitisten habe, dass er nicht einmal seine Hauptfiguren beschreibe; speziell von der Charakterzeichnung spricht er überhaupt nicht. Indessen auch dieses Schweigen ist ja beredt genug, und wenn man aus den Romanen als Probe z. B. die Liebesgeschichte im sechsten Buche des Alfred liest, so findet man, dass auch hier von einem Hineinversetzen in den fremden Charakter und die fremde Situation keine Rede ist.

Eine so organisierte Fantasie vermag selbstverständlich sehr wohl reflektierende Gedichte hervorzubringen, vorausgesetzt natürlich, dass sonst die nötigen Bedingungen zu poetischer Produktion bei dem betreffenden Menschen vorhanden sind; satirische Stimmung wird entstehen und in mehr oder weniger stark mit Reflexion durchsetzten

Gedichten zum Ausdruck kommen können; der Reiz idyllischer Szenen dagegen wird bei einem mit so organisierter Fantasie begabten Menschen nur schwer zur Geltung gelangen. Satire und Idylle stellen in dieser Beziehung ganz verschiedene Anforderungen an die Fantasie. Sehe ich Torheiten und Schlechtigkeiten der Menschen, so vermögen mich diese beim blossen Anblick zu empören; eine idyllische Szene dagegen, die sich meinen Augen darbietet, hat nicht eine dortartige, unvermittelte Wirkung, sondern hier muss ich mich erst in die Stelle der Leute hineinversetzen, mich ihnen substituieren, um idyllische Stimmung zu empfinden. Laster und Torheiten, die ich sehe, sind direkte Angriffe auf mein sittliches Gefühl, ich selbst mit dem Kern meines Wesens bin hier sofort beteiligt und indem mein sittliches Urteil in Aktion tritt, wird der blosser Anblick ein mich nahe angehendes persönliches Erlebnis. So kann natürlich auch eine gute Tat beim blossen Anblick ein persönliches Erlebnis für mich werden, aber einmal giebt es Szenen von starkem Gehalt an idyllischer Stimmung, bei deren Wirkung der Affekt der sittlichen Billigung eine ziemlich unbedeutende Rolle spielt, und zweitens, während Empörung oder Hohn über Laster und Torheiten bereits satirische Stimmung ist, ist die Freude über eine gute Tat, die ich sehe, noch keine idyllische Stimmung. Diese vielmehr entsteht beim Anblick einer entsprechenden Szene erst, wenn ich das fremde Glück nachempfinde. Allerdings vermag fremde Freude schon durch die Wirkung ihrer Symptome auf dem von mir in dieser Zeitschrift, N. F. IV, S. 46 angegebenen Wege in uns eine gewisse Resonanz zu wecken, aber auch eine solche Resonanz ist ja noch keine idyllische Stimmung und oft genug handelt es sich um Szenen, deren Teilnehmer gar keine besonderen Symptome einer glücklichen Stimmung zeigen. Ein alter Bauer, der vor seiner Haustüre abends seine Pfeife raucht, braucht gar nicht so sehr glücklich auszusehen und sein Anblick kann mir doch starke idyllische Stimmung erregen; man sieht aber an dem Beispiel auch deutlich, dass zur Wirkung eine gewisse Mitarbeit unserer Fantasie erforderlich ist. Man vergleiche damit die Wirkung, die etwa der Anblick einer rohen Tierquälerei auf uns ausübt! *)

Das satirische Element nun lag Haller von vornherein nahe und es spielt in seiner Poesie eine grosse Rolle. Überall legte er die

*) Ich habe oben der Einfachheit halber kurzweg von einem fremden Glück gesprochen, es kommt aber natürlich nicht darauf an, ob der Held einer idyllischen Situation wirklich glücklich ist, sondern nur darauf, ob uns die Situation geeignet scheint, ihm behagliche Stimmung zu wecken.

höchsten Maaßstäbe seiner Ethik an und war empört, wenn die Menschen, so gemessen, als zu klein sich erwiesen. So hat er das selbst dargestellt in der Vorbemerkung zu den „Verdorbenen Sitten“, die im Jahre 1748 niedergeschrieben ist. Mag auch die ganze Vorbemerkung den Zweck gehabt haben, die Berner zu versöhnen, sind auch namentlich die Worte über den ungezweifelten blühenden Zustand des Vaterlandes durch diesen Zweck diktiert, so sind doch die eben angezogenen Angaben in sich ganz wahrscheinlich und glaubhaft. Jedenfalls finden wir allerlei ethische Reflexionen mit satirischer Anwendung schon vor der Alpenreise: das Gedicht über die Ehre ist nach der Datierung in der dritten Auflage im Juni 1728 geschrieben und die grosse Reise wurde am 7. Juli angetreten.

Es wäre für unseren Zusammenhang recht interessant, wenn wir genau feststellen könnten, welche Ansichten über ethische Dinge Haller damals hatte. Leider haben wir hierfür nur ein geringes Material. Die Alpen selbst müssen bei Seite bleiben, weil es ja doch möglich ist, dass Haller durch seine Beschäftigung mit dem Leben der Älpler neue Einsichten bekommen hat; und die aufschlussreichen späteren Gedichte müssen erst recht bei Seite bleiben, weil Haller bald nach der Abfassung der Alpen durch die Lektüre Shaftesburys einen mächtigen Anstoss zur Revision und zum weiteren Ausbau seiner Gedanken erhielt, einen Anstoss, dessen Stärke wir daran erkennen können, dass er Hallers Meinung über das Verhältnis von Moral und Naturzustand des Menschen völlig zu ändern vermochte. Vgl. Bondi, Das Verhältnis von Hallers philosophischen Gedichten zur Philosophie seiner Zeit, S. 25 u. 27.

Einiges wenige über Hallers damalige Ansichten lässt sich aber doch aus dem Gedicht über die Ehre entnehmen. In den letzten Versen heisst es, die Tugend selbst werde dem Adressaten des Gedichtes alles geben, was der Verfasser ihm wünschen könne; daraus dürfen wir schliessen, dass Haller die damals wohl allgemein verbreitete Ansicht teilte, die Glückseligkeit sei eine selbstverständliche Folge der Tugend. Natürlich sind dann die Lasterhaften eo ipso unglücklich, und setzt man dieses voraus, so ist ihnen gegenüber eine ganze Skala von Gefühlen möglich, an deren äussersten Enden auf der einen Seite weiches Mitleid mit dem Unglück, auf der anderen Entrüstung über die Lasterhaftigkeit der Menschen steht. Ebenso ist es, wo es sich nicht gerade um Lasterhaftigkeit, sondern um Torheiten der Menschen handelt. Hallers Gefühl nun hat in diesen Fällen offenbar mehr in der Nähe des an zweiter Stelle genannten Poles gestanden. Aller-

dings hören wir bei ihm viel von Glück und Unglück der Menschen, aber das ist natürlich genug: er betrachtet das Glück als das psychologisch selbstverständliche Ziel menschlichen Strebens und wir dürfen auch wohl annehmen, dass in seinem ethischen System, wenn wir bei dem Zwanzigjährigen dieses anspruchsvolle Wort einmal gebrauchen dürfen, das Glück oder die Glückseligkeit die höchste entscheidende Instanz war, mit Rücksicht auf welche der Wert der einzelnen menschlichen Handlungen, Einrichtungen u. s. w. bestimmt wurde. So musste freilich oft davon die Rede sein; aber aus der theoretischen Bedeutung des Begriffes für Haller folgt noch nicht, dass sein Gefühl dadurch besonders tief berührt werden musste. Es soll damit natürlich nicht behauptet werden, dass Haller dem Glück und Unglück der Menschen überhaupt teilnahmslos gegenüberstand; aber das ethische Urteil scheint sich ihm doch, wenigstens wenn er keinen bestimmten Fall vor sich hatte, sondern im allgemeinen reflektierte, sehr leicht eingestellt und dann sein Gefühl weit stärker bewegt zu haben, als der blosser Gedanke an das Unglück. In dem Gedicht über die Ehre z. B. bedauert er nicht die Menschen, die einem Phantom nachrennen und darüber ihr wahres Glück vernachlässigen, sondern die Torheit, mit der sie ihr Glück auf falschen Wegen suchen, ärgert ihn und er schilt und verhöhnt die Toren. Und nehmen wir einen Vers aus den Alpen: Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter; auch daraus tritt uns nicht ein Mitleid mit den Armen entgegen, die nur für ihre Väter lieben, sondern man hat den Eindruck, dass sich der Dichter über die Unnatur eines solchen Handelns oder einer solchen Sitte empört.

Der Zustand, der Tugend und Glück zugleich ist, wird in dem Gedicht über die Ehre ziemlich genau bezeichnet, und zwar in Versen, deren Inhalt ganz übereinstimmt mit den Hauptgedanken der Alpen:

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor grossem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht;
Der, frei von nichtigen Geschäften,
Des Leibes und der Seele Kräfte
Zum Werkzeug von der Tugend macht!

Du, der die Anmut frischer Jugend
Vermähltest mit der reifsten Tugend,
Was fehlet Deiner Seligkeit?

Beglückter Giller, Deine Tage
Sind frei von Sorg und feiger Klage,
Wie Du von Ehrgeiz und von Neid!

Kein Kummer, deinen Stand zu bessern.
Kein eitler Bau von fernen Schlössern
Hat einen Reiz, der bei dir gilt;
Die Quell von stätigem Vergnügen
Ist nimmormehr bei dir versiegen,
Weil sie aus deinem Herzen quillt.

Das Wort Glück in dem zweiten der mitgetheilten Verse soll hier offenbar Reichtum bedeuten. Grosser Ruhm und Reichtum, Respekt vor äusseren Ehren, „die die Welt erhebt“, Beschäftigung mit nichtigen Dingen, Ehrgeiz, Neid, Unzufriedenheit, — das sind entweder Quellen von Lastern und Torheiten — vgl. Alpen V. 42 — oder es sind selbst Laster und Torheiten, und sie alle stören die Glückseligkeit der Menschen. Mit diesen Überzeugungen tritt Haller seine Reise an und alsbald findet er eine Bevölkerung, die frei zu sein scheint von allen den störenden Elementen, die der Dichter an der Kulturwelt zu tadeln fand; wie glücklich, schliesst er, müssen diese Leute sein! Und so schreibt er die berühmten Worte in seinen Reisebericht: *Heureux peuple, que l'ignorance preserve de tant de maux, qui suivent la politesse des villes!* Aber wenn man nun in dem Reisebericht weiter liest mit der Erwartung, den Verfasser mit diesem von ihm gepriesenen Glück der Äpler doch auch häufig beschäftigt zu sehen, so wird man vollständig enttäuscht, und bald findet man die Worte: *vous savez, que nous voyageons pour voir la nature et non pour voir les hommes ni leur ouvrages.* Haller schreibt die Worte freilich, um eine Schilderung der Schenswürdigkeiten Genfs abzulehnen, aber wenigstens nach seinem Bericht zu urteilen, hat er diesen Grundsatz während der ganzen Reise befolgt und nicht etwa zugunsten der Äpler, der Naturmenschen, eine Ausnahme gemacht. Die Natur findet fast ausschliesslich Berücksichtigung in dem Tagebuche: sie interessiert den Gelehrten, der etwa nach Pflanzen sucht oder sich um die Zusammensetzung und Heilwirkung der verschiedenen Quellen kümmert; den kuriösen Reisenden, der sich allerlei Merkwürdigkeiten betrachtet; den ästhetisch empfänglichen Mann, der sich an ihrer Schönheit erfreut und für die Aussicht auf den Genfer See und die Berge von Savoyen bewundernde Worte findet. Von Menschenwerken wird erwähnt, was mit der Natur in unmittelbarem Zusammenhange steht, die Salzbergwerke, sonst fallen nur

einzelne kurze Bemerkungen über Städte, Häuser, Kirchen. Über das Menschenleben selbst spricht Haller nur an wenigen Stellen und fast nie giebt er Bilder. Nur einmal kommt etwas vor, was man sich als eine Szene vorstellen könnte: Ahne, Grossvater, Vater und Sohn wohnen in demselben Hause. Aber das hat er nicht selbst gesehen, sondern ein alter Mann versichert es, gesehen zu haben. Was Haller sonst anführt, sind Charakterzüge. Die Leute sind unwissend bis auf den Gebrauch von Messern und Löffeln *). An einer Heilquelle schöpfen die Kranken, noch keiner hat daran gedacht, die Wohltat der Natur im Privatinteresse auszubeuten. Im Vallis fällt dem Reisenden die Einfachheit der Häuser und selbst des erzbischöflichen Hauses auf und er bemerkt dazu: die Berge, welche diese Völker vom Rest der Menschen abschliessen, scheinen auch ihren Charakter und ihre Art zu denken und zu handeln unterschieden zu haben. Das ist alles, was Haller über das Loben der Äpler sagt.

Diese Schweigsamkeit lässt sich doch nur so erklären, dass ihm das Leben der Leute ziemlich uninteressant war. Dass er nachher in seinem Gedichte davon mancherlei zu sagen wusste, kann hiegegen nicht als Argument geltend gemacht werden, denn wirklich selbst gesehen hat Haller auf alle Fälle verhältnismässig wenig von dem, was er mitteilt; z. B. das ganze Leben und Treiben im Herbst, Winter und Frühling kann er ja nur aus Erzählungen haben. Und er brauchte sich nicht einmal alles an Ort und Stelle erzählen zu lassen, vgl. die Anmerkung zu V. 261: ... Ihrer Einwohner Beredsamkeit, ihre Klugheit und ihre Liebe zur Dichtkunst sind in meinem Vaterlande so bekannt, als auswärtig ihre unerschrockene Standhaftigkeit im Gefecht. Ja, manche Schilderung ist so allgemein gehalten, dass, um sie zu geben, überhaupt nicht einmal eine Erkundigung nötig war, z. B. die Strophe über die Obsternte. Indessen, der Dichter mag immerhin einiges gesehen und nach manchem auf der Reise selbst sich erkundigt haben, das jedenfalls lässt sich aus der Schweigsamkeit des Berichtes schliessen, dass diese Dinge sein Gemüt nicht sonderlich tief berührten. Der Bericht war ja nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, brauchte also nicht etwa aus Rücksicht auf die „Alpen“ die betreffenden Notizen des Tagebuches zu unterdrücken und hat dieses auch bei denen, die Merkwürdigkeiten des Landes betroffen, nicht getan, wenn auch dieselben Merkwürdigkeiten in den „Alpen“ geschildert sind.

Schliesslich ist es auch nicht verwunderlich, dass Haller sich mit

*) Et ce peuple antique ignore jusqu'aux couteaux et aux cuillers.

dem gepriesenen Glück der Äpler nicht mehr beschäftigt. Wir haben oben gesehen, dass der Dichter sich mehr über die Fehler der Menschen ärgert, als ihr Unglück bedauert: so könnte er sich auf seiner Reise damit begnügt haben, die Abwesenheit der Fehler und ihrer Quellen zu konstatieren oder vorauszusetzen, was vielleicht schnell genug erledigt sein konnte. Jedenfalls war das Glück, von dem er spricht, nur eine Konstruktion auf Grund seiner allgemeinen Ansichten über Luxus, Ehrgeiz u. s. w. und deren Folgen; es verstand sich von selbst, wenn nur die Abwesenheit des Luxus und der anderen schädlichen Einflüsse konstatiert war, es brauchte also nicht durch Beobachtung festgestellt zu werden; es war kein Glück, das an irgendeiner einzelnen idyllischen Situation hing, sondern es war etwas ganz allgemeines, das sich in dieser Allgemeinheit auch von einem mit grösserer Versetzungsfähigkeit begabten nur sehr schwer nacherleben liess. Und wo etwa Haller Szenen von eigentlich idyllischem Stimmungsgehalt sah, da musste ihm der Mangel an Leichtbeweglichkeit der Fantasie das Miterleben verhindern.

Nachhause zurückgekehrt schreibt er die „Alpen“; prüfen wir nun dieses Gedicht selbst.

Es beginnt mit einer satirischen Anrede an die Sterblichen, dann wird die goldene Zeit gepriesen, deren Glück nicht auf dem Vorhandensein äusserer Güter, sondern auf der Gemütsbeschaffenheit der Menschen beruht habe, und von da macht der Dichter den Übergang zu den Äplern, die eben noch ohne viel äussere Güter durch ihre Gemütsbeschaffenheit glücklich sind. Fassen wir nun zunächst die folgenden Partien bis V. 100 ins Auge, so finden wir, dass diese ganz in der Weise gehalten sind wie die Schilderungen Faramunds, nur dass der ganze Ton lyrisch bewegter, leidenschaftlicher ist. Sehen wir von diesem Unterschiede ab, so haben wir, wie bei Faramund, lediglich Negationen in dem oben S. 19 angegebenen Sinne, und V. 85—88 ist ganz direkte Satire. Die Negationen sind auch durch die Form ausdrücklich als solche gekennzeichnet, indem fast zu jeder Angabe in positiver Form eine solche in negativer hinzutritt; z. B. 79 f.:

Kein unzufried'ner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man isst, man schläft, man liebt und danket dem Geschicke.

Dabei ist zu bemerken, dass die auch in der Form negativen Sätze stärker wirken, als die in der Form positiven: z. B. der Vers: Man isst, man schläft u. s. w. bleibt, isoliert genommen, völlig leer für uns, wir finden schwerlich, dass der so charakterisierte Zustand uns besonders

reizen könnte; wohl aber empfinden wir eine Wirkung von dem Verse: Kein unzufried'ner Sinn u. s. w. Das kennen wir, wir wissen, wie schlimm es ist, wenn die Menschen sich mit ihrem Geschicke zanken, und indem der Dichter uns an diesen Zug der gewöhnlichen Welt erinnert, erregt er uns Unzufriedenheit mit ihr; wir denken auch wohl, dass ein Zustand besser wäre, wo man von solchem Zank nichts wüsste, und erst von hier aus erhält nun auch der folgende Vers eine gewisse, freilich immerhin sehr geringe Wirkung. Bei dem Eindruck des Verspaars überwiegt also durchaus die satirische Stimmung, und dasselbe gilt überhaupt von dem Eindruck des ganzen Abschnittes, aus dem ich es als Beispiel genommen habe. Wir dürfen wohl annehmen, dass es sich mit der produzierenden Stimmung des Dichters nicht anders verhalten hat. Der Zustand der Welt stösst ihn, wenn ich so sagen darf, vom Rücken her in eine Richtung, wo sich ihm ein Gegenbild zu dem unsympathischen Zustand bietet, aber dieses Gegenbild ist nicht der Art, dass es an und für sich anlockend wirken könnte.

Nicht so einfach bleibt die Sache im folgenden. Wir haben zunächst die Schilderung eines Bergfestes, zwei Strophen ganz ohne Negation; dann, anschliessend an den Tanz, die Schilderung der Liebe, deren erste Strophe ganz in der Art des früheren ist, während in den folgenden das positive doch überwiegt, aber freilich keineswegs allein herrscht. Das Bild des Ehelebens und die folgende Strophe bieten wieder mancherlei Negationen, dann aber beginnt eine lange Reihe von Versen, die lediglich Schilderung des Äplerlebens in den vier Jahreszeiten enthalten und, mit Ausnahme von 221 ff., fast ganz von Seitenblicken auf die Kulturwelt frei sind.

Die Frage ist: wieweit haben diese positiven Partien aus der Mitte des Gedichtes, die also nicht ohne weiteres durch den Gegensatz bedingt sind, für den Dichter selbständigen Stimmungswert gehabt, wieweit verdanken sie ihr Dasein anderen Motiven?

Einheitliche Situationen, die uns zum Miterleben einladen könnten, finden wir nur selten. Am meisten konkret ist noch die Schilderung der Hochzeit; ferner kommt etwa in Betracht 189—190, 195—200. Aber bei der Schilderung der winterlichen Zusammenkünfte werden wir kaum zu einem Miterleben veranlasst: die verschiedenen Typen von klugen Bauern werden geschildert, aber nicht so, dass wir in ihre Gesellschaft versetzt würden. Die Gemütlichkeit und Behaglichkeit des Wintertages und -abends wird nur ganz flüchtig erwähnt, 257; was Haller von den Leuten selbst sagt, flösst uns wohl eine gewisse Bewunderung ein, hat aber doch nichts besonders Anziehendes. Hier

diesen Strophen gegenüber kann man wohl mit gutem Gewissen annehmen, dass der Dichter sich nicht in die von ihm beschriebene Welt hineingeträumt hat, sondern dass er alles nur sagt, um seine Äpler zu rühmen. Und auch die vorhorgehenden Situationen sind nun doch so, dass man sie für konstruiert, nicht für in der Fantasie erlebt halten möchte. Der Auszug im Frühling hätte ein Bild fröhlichen Lebens werden können, aber von dieser frohen Geschäftigkeit giebt der Dichter gar keine Andeutung, er giebt der Fantasie des Lesers nicht die geringste Anregung, sich ein Bild nach dieser Richtung hin auszumalen und wir dürfen wieder schliessen, dass doch auch dem Dichter selbst hier kein rechtes Bild vorgeschwebt hat oder wenigstens, dass er nicht das Bedürfnis gehabt hat, sich mit diesem Bilde viel zu beschäftigen. Nur die Angabe, dass das Vieh „den Berg mit Freuden grüsst“, ist etwas spezieller und weckt uns leicht eine bestimmte Vorstellung. Ebenso ist es mit der Strophe, die sich auf die Heuernte bezieht; das frohe Treiben auf der Wiese wird mit keinem Worte geschildert, es wird gar nicht darauf hingedeutet, dass hier eine Gelegenheit ist zu Freude und Scherz; höchstens wieder das frohlockende Lied von V. 210 giebt einen Fingerzeig für die Heimfahrt. In der folgenden Strophe wird von den Gaben des Herbstes womöglich noch abstrakter gesprochen.

Hier sind also überall naheliegende idyllische Motive unbenutzt geblieben, es ist dem Dichter nicht darauf angekommen, uns zu zeigen, wie die Menschen sich bei ihren verschiedenen Beschäftigungen wohlfühlen. Und ähnliches gilt nun schliesslich doch auch von dem Bergfeste. Der Dichter zählt gewissenhaft auf, was sich bei einem solchen Feste etwa bemerken lässt, aber er legt auch hier keinen Nachdruck auf die Freude der Teilnehmer, sondern darüber giebt er nur kurze Andeutungen.

Nach 310 folgt eine Schilderung des Landes. Die Beschreibung der schönen Natur hat hier nicht dieselbe Bedeutung wie bei Schnabel: bei diesem sehen wir, dass die Felsenburger selbst sich an der Natur erfreuen, dass also diese dazu beiträgt, ihr Leben zu verschönern; die Natur bei Haller aber ist gezeichnet nicht vom Standpunkt eines dort Wohnenden, sondern von dem eines Fremden, eines Touristen. Nirgends ist angedeutet, dass die Äpler selbst sich an der Schönheit ihrer Berge erfreuen: nur von Schätzen und Nutzen ist V. 309 und 310 die Rede und recht bedenklich ist es, wenn 359 in den späteren Auflagen ein Wanderer oder ein Fremder entboten wird, um den Lauterbrunner Staubfall zu bewundern und Haller in der Anmerkung dazu erklärt,

die in den ersten beiden Auflagen an Stelle des Wanderers oder Fremden vorkommenden Genssen würden, „wenn sie schon Menschen wären, ein tägliches Schauspiel nicht bewundern“. Die Anmerkung stammt allerdings erst aus dem Jahre 1748 und auch der Fremde oder Wanderer wird erst 1732 eingeführt, sodass ein strikter Beweis für Hallers Auffassung zur Zeit der Abfassung hier nicht vorliegt; der Mangel aller Angaben über einen Naturgenuss der Eingeborenen stimmt aber doch mit der späteren Äusserung so gut überein, dass man es wahrscheinlich finden muss, Haller habe schon in der Abfassungszeit geglaubt, dass die Äpler selbst durch die Gewohnheit gegen den Reiz der Natur abgestumpft seien*). Doch wie dem sei, jedenfalls hat Haller einen Naturgenuss seiner Äpler nicht erwähnt; und weiter nun, selbst wo er von nützlichen Naturprodukten spricht, tut er dieses in ganz abstrakter Weise, sodass uns kaum die Vorstellung von einem Menschen erregt wird, der den Nutzen hat. Die Schilderung des Landes ist also recht wohl geeignet, die Schweiz zu verherrlichen, aber sie steht unverbunden neben der Schilderung des Menschenlebens.

Nach 440 folgen wieder drei Strophen direkter Satire, eine Strophe voll erneuter Schilderung der Äpler durch Negationen, mit zwei Ausnahmen auch in negativer Form, und endlich noch in einer Strophe eine Seligpreisung des Genügsamen, der einfach und sorgenlos lebt.

Ich habe diese Analyse bisher durchgeführt, ohne auf die vorangeschickten allgemeinen Erörterungen Rücksicht zu nehmen. In der Tat liegen die Verhältnisse in dem Gedicht so klar, dass schon aus dessen isolierter Betrachtung ein bestimmtes Resultat zu gewinnen ist und zwar eines, das mit den obengegebenen Feststellungen über Hallers Talent und Stimmung gut zusammenpasst. Ich will nun aber dieses Resultat nicht erst ausdrücklich hinschreiben, sondern zu der folgenden zusammenfassenden Charakteristik auch gleich jene früheren Feststellungen verwerten, die uns doch an einzelnen Punkten eine genauere Formulierung möglich machen.

Haller ist unzufrieden mit der grossen Welt, stellt sich feindlich zur Civilisation, das ist die Grundstimmung; das Leben der Äpler fällt ihm als geeignetes Gegenbild zu dieser befahdeten Welt auf, was durch Muralts Hinweis auf die Vorzüge des Landlebens, sowie auf die frühere Tüchtigkeit, Einfachheit u. s. w. des Schweizer Volkes näher gelegt war, und er beschreibt nun Land und Leute unter besonderer

*) Ob übrigens Hallers letzterwähnte Annahme den wirklichen Verhältnissen entspricht, ist hier gleichgiltig.

Hervorhebung aller der Eigentümlichkeiten, die dem Gegenbilde unsere Bewunderung zu gewinnen geeignet sind. Er beschränkt sich aber nicht auf diese Eigentümlichkeiten, sondern er strebt überhaupt zu einer gewissen Vollständigkeit der Beschreibung, nachdem er den Gegenstand einmal als Gegenbild zur verhassten Kulturwelt gebilligt hat; z. B. die Strophe über die Käserei hat ja weder idyllischen Wert noch ist sie geeignet, unsere Bewunderung zu erregen, wenn man nicht etwa annehmen will, dass sie lediglich zur Illustrierung des Verses 249 geschrieben ist, was doch wohl nicht angeht. Aber die Käserei gehört eben mit zum ganzen Bilde dieser nun einmal gebilligten Welt. — Haller giebt also auch Züge, die über das bloss Negative hinausgehen, aber er reiht sie äusserlich systematisch aneinander, als ein fremder Beobachter; er hat sich nicht selbst mit seiner Fantasie in die Menschen hineinversetzt, deren Leben und Land er schildert, er hat nicht vom Standpunkt eines in der Fantasie den Älplern Substituierten ihr Leben gesehen, er hat es nicht so dargestellt, dass das Bild auch uns zur Substitution hereinlockte, sondern er schildert einfach als gewissenhafter Berichterstatter. Namentlich die Beschreibung des Landes mit seinen Schönheiten und Schätzen ist nicht vom Standpunkt der Älpler aus entworfen und hat mit der Schilderung ihres Lebens keinen inneren Zusammenhang; sie im Anschluss an diese überhaupt zu geben, musste für den Dichter allerdings ein naheliegender Gedanke sein, da er selbst ja beides zusammen kennen gelernt hatte. Doch würde er, was die Erfahrung ihm zusammen bot, doch kaum zusammen dargestellt haben, wenn sich ihm nicht eine über jenen zufälligen, erfahrungsmässigen Zusammenhang hinausgehende Beziehung zwischen beiden Schilderungen dargestellt hätte: die Wunder des Landes werden ihm willkommen gewesen sein, um seine Helden in einen prächtigen Rahmen hineinzustellen, und er wird dabei den Wunsch gehabt haben, die Bewunderung, die er uns durch die Angaben über das Land erregt, möchte von uns seinen Menschen mitangerechnet werden, ihrem Ansehen bei uns zugute kommen.

Hallers Hass gegen die Kulturwelt ist in erster Linie ein ethischer, die Laster und Torheiten stossen ihn ab. Dementsprechend ist auch das Älplerleben für ihn zunächst ein Objekt ethischer Billigung. Deutlich genug macht sich das bemerklich: gleich in der ersten Strophe, die von den Älplern spricht, fällt das Wort Tugend, 33, und in der folgenden Strophe heisst es:

Wohl dir, vergnügtes Volk! O danke dem Geschicke,
Das dir der Laster Quell, den Überfluss, versagt.

Richtet man seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, so findet man durch die ganze Schilderung hindurch zahlreiche Partien, wo die ethische Billigung ohne weiteres als vor klingend zu erkennen ist. Aber auch manche Verse, die wir im ersten Augenblick auf das Glück der Alpenbewohner deuten möchten, lassen doch bei näherer Betrachtung eine andere Deutung zu: wenn z. B. Haller sagt:

Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt und doch den Tod nicht hasst,

so ist die Frage recht wohl aufzuwerfen, ob er bei diesen Versen mehr das Glück der Menschen im Auge gehabt oder ob er es nachahmenswert, d. h. ethisch zu billigen gefunden hat, dass die Leute so vernünftig sind.

Einige wenige Partien aber giebt es, wo man diese Frage doch nicht aufwerfen kann, wo es klar ist, dass Haller speziell an das Glück der Älpler denkt. Allerdings ist dieses Glück ja nur eine Folge der Tugend und steht also insofern mit ihr im nächsten Zusammenhange; aber z. B. in V. 91 ff. richtet sich die Aufmerksamkeit des Dichters doch eben nur auf diese Folge, ohne dass die Tugenden selbst erwähnt würden. Es wäre wohl zu weit gegangen, wollte man solche Verse nur betrachten als Mittel, die der Dichter anwendet, um uns für das Leben der Älpler, also das Objekt seiner ethischen Billigung, zu erwärmen und uns dieses Leben zu empfehlen; man wird zugeben müssen, dass des Dichters Gefühl hier durch das Unglück der Kulturwelt an sich berührt war und ihn demnach jetzt, bei Abfassung des Gedichtes, auch das Glück der Älpler als entsprechendes Gegenbild interessiert. Aber Stellen, wo dieses deutlich hervortritt, sind sehr selten. Jedenfalls, was schon oben angenommen wurde, geht aus dem Gedicht klar hervor: das Glück der Älpler, von dem Haller spricht, ist etwas begriffsmässig Erfasstes, eben jenes Leben mit den begrifflichen Kennzeichen des Zufriedenen, Ruhigen, Friedlichen. Äusserst selten, wenn überhaupt jemals, erregt dem Dichter eine bestimmte Anschauung, eine bestimmte Szene ein Gefühl der Sehnsucht: es kommen da die schon oben herausgehobenen Verse in Betracht, 141 ff., 189—190, 195—200. Aber wenn man die früher gemachten Angaben über die geringe Neigung von Hallers Fantasie zur Substitution berücksichtigt, wird man auch diesen Versen gegenüber misstrauisch: wie weit hat er das Glück der Liebenden 141 wirklich nachempfunden, wie weit hat er auch hier nur ein Gegenbild zu törichtigen Kultureinrichtungen geben wollen und dabei den abstrakten Gedanken gehabt, dass die Helden

dieses Gegenbildes ja wohl dreimal selig sein müssten? Mag es sich damit verhalten wie es will, auf alle Fälle hat Haller an dem Bilde, das er zeichnete, eigentlich idyllischen Reiz höchstens in ganz geringem Masse verspürt. Aber dieses Bild war derart, dass darin eine Menge von idyllischen Motiven teils angedeutet waren, teils latent lagen, sodass eine spätere Generation sich durch eigene Fantasiearbeit eine Idylle in diesen Rahmen hineindichten konnte.

Ich will endlich noch hinweisen auf die Worte, mit denen sich Haller gegen die Vorwürfe des Lessingschen Laokoon verteidigt: Herr L. giebt für seine Meinung ein Beispiel aus des Herrn von Haller Beschreibung der Kräuter; niemand kann sie, sagt er, aus diesen Gemälden erkennen, wer sie nicht vorher gesehen hat; wohl aber aus einem Gemälde. Uns dünkt aber, Herr L. verfehlt hier des Zwecks, den ein Dichter bei solchen Gemälden sich vorgesetzt hat. Er will bloss einige merkwürdige Eigenschaften des Krautes bekannt machen und dieses kann er besser als der Maler. — Ausdrücklich also verzichtet Haller darauf, dass man aus seinem Gemälde die Kräuter erkennen solle, d. h. er behauptet, gar nicht die Absicht einer anschaulichen Schilderung gehabt zu haben. Ich hätte diese Sätze gerne an den Anfang des ganzen Abschnitts über Haller gestellt, wenn sie nur unverdächtig genug wären. Aber sie sind 38 Jahre nach Abfassung der Alpen geschrieben und sie sind zum Zweck einer Verteidigung geschrieben. Erich Schmidt nennt sie denn auch eine unglückliche Appellation: unleugbar wolle doch, wer gleich Haller in einer längeren Versreihe Blüten und Blätter beschreibe, uns die Blume zeigen, nicht nur einige Eigenschaften angeben. Ich habe unter diesen Umständen darauf verzichtet, die Stelle oben zu verwerfen; nachträglich möchte ich aber doch darauf hinweisen, dass sie etwas Richtiges auszusprechen scheint. Ich will zwar nicht behaupten, dass alle Schilderungen Hallers so und nur so aufzufassen seien, wie unsere Stelle es andeutet, aber die Worte scheinen mir doch richtig hinzuweisen auf eine Tendenz zum Begriff, die auch in Hallers Schilderungen bisweilen vorhanden gewesen sein mag, und zwar auch in Fällen, wo es uns nicht gleich merklich wird. Setzen wir eine solche für die Schilderung des Enzians voraus, so würden wir annehmen müssen, dass der Dichter für seine Worte nicht auf ein anschauliches, sondern ein begriffliches Verständnis rechnete, dass die Wirkung der Verse nicht ausgehen sollte von einem Fantasiebilde, sondern von einer dem Leser zu gebenden Überzeugung, dass es sich da um ein Objekt mit höchst merkwürdigen und neuen Eigenschaften handle. Die schönere Seele, die nach dem

letzten Verse der Strophe in dem schönen Leibe wohnen soll, würde sich dann gut in der Wirkung passend an das andere anschliessen: sie ist eben gerade so merkwürdig und erstaunenswert wie „der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen“. Der Leser soll dann etwa bewunderungsvoll das Haupt wiegen und denken: das muss ja eine höchst köstliche und prächtige Pflanze sein! Es würde das gut passen zu den oben gegebenen Ausführungen und es würde gut passen überhaupt zu dem Charakter der ganzen damaligen Poesie.

III. Andere Erscheinungen.

Entschieden idyllische Stimmung ist bei Brockes zu finden. Zwar auch er strebt zum Begriff, alsbald hängt sich ihm an die Anschauung die Reflexion, die das bewunderungswürdige oder nützliche des betreffenden Objekts feststellt und von da auf Gottes Herrlichkeit und Güte schliesst, oder irgendeine andere Lehre anknüpft; aber er hat doch eine rege Empfänglichkeit für die blosser Anschauung und wird eine Zeit lang bei ihrem unbefangenen Genuss festgehalten. Seine theoretischen Ansichten rechtfertigten ihm solchen Genuss; sein höiteres zufriedenes Naturell und seine glückliche Lebenslage machten es ihm möglich, sich dem Genuss ohne störende Gedanken hinzugeben. So entstehen denn die idyllischen Parteen in seinen Gedichten, auf die Brandl hingewiesen hat. Der Dichter hatte es nicht nötig, fremdes Glück nachzufühlen, er selbst erlebte seine Idyllen. Aber er ist auch bei dem lyrischen Ausdruck seiner Stimmung stehen geblieben, er hat niemals von ihr aus eine Darstellung anderer Menschen gegeben. Seine Hirtengedichte sind nach Brandl S. 34 verkappte Satiren und die Personen durchaus keine Schäfer; wo er in seinem Hauptwerk einmal Landleute bei der Ernte oder ähnliches einführt, sind sie kaum mehr als Staffage, und die Kinder sind nur Objekte, über die er, der Vater, sich freut.

Brockes' Idylle ist durchaus naiv, er ist im vollen wirklichen Besitz und hat nicht nötig, sich nach idyllischem Leben zu sehnen. So treten auch Motive der Weltflucht bei ihm kaum hervor. Er ist zwar am liebsten auf dem Lande, im nächsten Verkehr mit der geliebten Natur, aber er füllt doch auch eifrig die Ämter aus, die seinen Aufenthalt in der Stadt nötig machen und er unterhält nach allen Seiten hin lebhaft gesellige, künstlerische, wissenschaftliche Beziehungen. Er miss-

billigt wohl einmal etwa die Denkungsart der Leute, welche die Welt nur durch ihrer Leidenschaft verkehrtes Fernglas ansehen, aber der Anblick dieser oder anderer menschlicher Torheiten vermag ihm doch seine glückliche weltzufriedene Stimmung nicht zu stören. Erst im Alter finden sich Spuren schärferer satirischer Stimmung; vgl. Brandl S. 96.

Brockes' jüngerer Freund und Landsmann Hagedorn, der Altersgenosse Hallers, gab noch früher als dieser seine ersten Dichtungen heraus: 1729 erschien der „Versuch einiger Gedichte“. Schon hier finden wir jene horazische Lebensweisheit, die Hagedorn auch später stets vertreten hat. Innere Ruhe und Zufriedenheit werden in dem Gedicht Nr. V gepriesen: Tugend und Glück wohnen bei ihnen. Eine vergangene Zeit einfachen Lebens wird erwähnt und es wird gerühmt, dass damals die Weisheit herrschte, aber von dem Glück jener Zeit ist doch wenig die Rede und jedenfalls nicht sehnsuchtsvoll. Man hat den Eindruck, dass Hagedorn um einen abstrakten Gedanken, der ihm einleuchtete, das Gedicht herumgeschrieben hat, ohne dass die einzelnen Bilder und Reflexionen, die sich bei der Ausführung des Themas ergaben, ihm besonders eindrucksvoll geworden wären. Ähnliches gilt auch von dem Gedicht Nr. VIII: es ist ein Exerzitium, ein Aufsatz in Versen über das Thema: nil admirari.

Die späteren Werke Hagedorns fallen jenseits der durch den Titel dieser Arbeit gesteckten Grenzen, doch sei es gestattet, auch über sie hier einige Worte zu sagen. Die Überzeugung, dass die wahre Weisheit und Glückseligkeit in der Verachtung der Äusserlichkeiten, in der Genügsamkeit und Zufriedenheit bestehe, bleibt ihm und wird mehrfach ausgesprochen. Nun ist eine solche Überzeugung der Entwicklung idyllischer Stimmung günstig, wenn der Mensch, der sie hat, eine genussfähige Natur ist. Auch Haller hatte jene Überzeugung, aber ihm floss das Blut zu schwer in den Adern und er hat keine Idyllen erlebt. Ich stelle hier nicht etwa einen neuen meine früheren Auseinandersetzungen überflüssig machenden Grund auf, warum die Alpen keine Idylle geworden sind. Zwischen dem eigenen Erleben von Idyllen und dem Miterleben gesehener oder erträumter ist ein Unterschied zu machen: zu ersterem gehört direkte Empfänglichkeit für die Reize der Natur u. s. w. sowie die Fähigkeit, sich diesen Reizen hinzugeben, während Versetzungsfähigkeit natürlich nicht nötig ist, für letzteres wird gerade sie erfordert und es ist im übrigen dabei möglich, dass jemand, der eine wirkliche Idylle infolge von allerlei inneren Störungen nicht zu erleben vermöchte, eine erträumte recht wohl geniessen könnte. Vielleicht wäre Haller ein solcher Mann gewesen, ich will nichts Be-

stimmtes darüber behaupten; klar vor liegt aber bei ihm das Fehlen der Vorbedingung für den Genuss gesehener oder vorgestellter Idyllen, die Versetzungsfähigkeit, und dieses musste daher oben behandelt werden. — Hagedorn nun hatte seine ganz ungemischte helle Freude an der Natur, am Weine, am Liebchen, und indem sich diese Freude verband mit dem Gedanken, dass diese Dinge zufrieden und behaglich zu geniessen ein Gebot der wahren Weisheit sei, dass es töricht sei, mit tausend Masten in den Ocean hinauszufahren, hat Hagedorn idyllische Stimmung im eigenen Leben kennen gelernt und sie klingt bisweilen in seinen Gedichten an. Aber er ist darin einseitiger als Brockes: er kennt eben nur die Natur, den Wein und das Liebchen, und er hat sich doch schon in die Natur nicht so tief hineingelebt, wie Brockes; völlig fehlen die Kinder, die wenigstens einige Male bei Brockes zur schönsten Wirkung kommen.

Auch bei Hagedorn kommt die idyllische Stimmung fast nur im rein lyrischen Gedicht zum Ausdruck. Unter den Erzählungen ist keine einzige, in der diese Stimmung verkörpert wäre. Ganz abstrakt, nur Ausdruck der Tendenz, ist „Der Eremit und das Glück“: der Eremit hat die Kunst der schlaun Wollust gelernt, die keine Mühe kennt, vom Ekel weit entfernt, nach dem Genusse schöner scheint. Er hat nur ein Buch, ein Glas und ein Mädchen — ausserdem allerdings jedenfalls das Nötige, um das Glas immer neu füllen zu können. Nun kommt zu ihm das Glück und bietet Ruhm, Ehre, Hoheit — er weist alles ab; ja selbst die Begierde, die das Glück endlich bietet, kann er nicht brauchen, er vermag zu geniessen ohne dass er vorher hungern müsste. Natürlich ist der Mann glücklich, aber das giebt Hagedorn nur mit wenigen, ziemlich trockenen Worten an; er behandelt den Fall eben nur als beweisendes Beispiel zu seinem allgemeinen Satz. — Bei Johann dem muntern Seifensieder lernen wir wohl, wie ein froher armer Mensch durch ein Geldgeschenk allerlei Sorgen bekommt und seinen Frohsinn verliert, warum aber dieser arme Mann eigentlich froh war und wie er es bei seiner Armut sein konnte, schildert uns der Dichter nicht.

Einige Erzählungen führen uns in schäferliche Regionen, aber es ist ganz die gewöhnliche Welt des Schäferspiels, wo sich alles lediglich um Liebe und Küsse, allenfalls um einen Tanz oder ein Lied dreht. Dasselbe gilt von den sehr wenigen Oden und Liedern, die das Schäferkostüm verwenden. Allerdings findet sich unter diesen Gedichten eines, in dem so viele charakteristische Details angegeben sind, dass man an den ländlichen Charakter des Sprechenden glaubt: der ver-

liebte Bauer. Man mag dieses vortreffliche Gedicht zur idyllischen Gattung rechnen, aber auch hier wird doch das ländliche Leben nur von einer Seite betrachtet, von der der Liebe.

Hagedorn liebte das Land, aber das Ideal, das ihm dabei vorschwebte, ist ungefähr, was bei Horaz verwirklicht war: als ein gebildeter Mann ein hübsches Gut zu besitzen und ungestört da zu leben. Er weiss sehr genau, dass der Naturgenuss nur dem feiner organisierten Menschen möglich ist:

Die Einfalt kann nicht sehen,
Ihr lachen nicht die Täler und die Höhen.
Sie hört auch grob und in der Melodie
Der Nachtigall erschallt kein Ton für sie.
Wie schmeichelhaft und mit verjüngten Flügeln
Der Zephir kühlt; wie auf begrasten Hügeln
Die Anmut grünt; wie Pflanze, Staud und Baum
Sich edler fürbt: das alles merkt sie kaum.
Sie suchet nur die Schatten, wie die Herden,
Wann schwüle Tag ihr unerträglich werden.

Die Worte sollen sich doch wohl auf die gewöhnlichen Landleute beziehen, was freilich nicht ausdrücklich gesagt ist. — Gelegentlich preist Hagedorn auch wohl die Tugend und das Glück der Landleute. In den Fabeln und Erzählungen sowie in den Oden und Liedern tritt dieses kaum hervor, dagegen findet sich einiges derart in den späteren moralischen Gedichten. Aber es ist meist ein Lob nur durch Negationen, vgl. aus dem Gedichte „Die Freundschaft“ die Stelle: O Land, der Tugend Sitz“, u. s. w. Mehr Positives bietet aus dem Gedicht „Horaz“ die Stelle:

Glück und Genuss sind in dem Mittelstande,
Zu klein dem Neid, und viel zu gross der Schande,

u. s. w.; aber hier handelt es sich wieder um einen Mann, den wir uns als ziemlich wohlhabend und wohl auch als entsprechend gebildet zu denken haben.

Auf alle Fälle ist für Hagedorn das Landleben oder gar der Stand des Landmannes durchaus nicht die unumgängliche Vorbedingung für Tugend und Glück. Johann ist auch in der Stadt der muntre Seifensieder und wird es fernerhin bleiben, und mit entschiedener Billigung spricht der Dichter von der edlen Neigung echter Britten:

Ihr Überfluss bereichert den Verstand.
Der Handlung Frucht, und was ihr Mut erstritten

Wird, unbereut, Verdiensten zugewandt;
Gunst krönt den Fleiss, den Macht und Freiheit schützen;
Die Reichsten sind der Wissenschaften Stützen.

Also auch ein kompliziertes Kulturleben mit ausgebildetem Handelsverkehr ist dem Dichter nicht an sich zuwider, seine Ideale von Weisheit und Glück lassen sich auch in solchem Leben verwirklichen. Hagedorn hat wohl manche Torheit und Unsitte getadelt, aber niemals ist er soweit gegangen wie Haller in den Alpen, sich überhaupt von der Welt der Zivilisation abzukehren.

Was das Schäferspiel anlangt, so fällt in die Zeit, die uns hier beschäftigt, nur Gottscheds theoretische Auseinandersetzung in der kritischen Dichtkunst. Seine Quelle dafür war Fontenelle, dessen Erörterungen er aber mannigfach erweitert und umgestaltet hat. Bei Fontenelle ist die Schäferwelt eine rein idealische, Gottsched dagegen sucht, wohl in Rücksicht auf sein Nachahmungsprinzip, irgendwo ein Urbild für die Darstellungen dieser Welt und findet es in der Patriarchenzeit. Fontenelle findet den Grund unseres Vergnügens an der Schäferpoesie in dem Anblick des durch unschuldige Liebe sanft bewegten Müsigganges und der daraus entspringenden Glückseligkeit der Schäfer, d. h. für ihn ist die Schäferpoesie ausgesprochenermassen Erotik: der eigentliche Reiz kann nur ausgehen von der Schilderung des Liebesglücks, während der Müsiggang doch wohl nur die Rolle spielt, dass er den Schäfern die beständige Beschäftigung mit der Liebe möglich macht*). — Auch bei Gottsched spielt die Liebe in der Welt der Schäfer die Hauptrolle: sie ist die Quelle ihres grössten Vergnügens, aber auch ihrer grössten Unruhe. Aber daneben giebt Gottsched noch eine Reihe anderer Notizen über das Leben der Schäfer, und von diesen betreffen einige solche Verhältnisse, die doch wohl als selbständige Quellen des Schäferglücks in Betracht kommen könnten: Freiheit und Unabhängigkeit, das patriarchalische Familienleben u. s. w.

Man braucht indessen die Ausführlichkeit von Gottscheds Schilderung nicht zurückzuführen auf ein Stimmungsbedürfnis, sich das Leben der Schäfer nach den eben angedeuteten Richtungen hin auszumalen. Gottsched war sehr stolz darauf, dass man aus seiner Poetik das Dichten lernen könne, die praktische Brauchbarkeit seines Buches war sein Hauptaugenmerk; wenn er nun einen bestimmten, einmal in

*) Ich konnte Fontenelles Ansichten nicht selbst prüfen, weil seine Abhandlung mir nicht zur Hand ist. Das oben Gesagte ersehe oder schliesse ich aus den Angaben Netoliczkas, Vierteljahrsschrift f. L. II, S. 54.

der Geschichte vorhanden gewesenem Zustand der menschlichen Gesellschaft als das Urbild der Schäferpoesie bezeichnete, so lag es nahe, zu Nutz und Frommen seiner Leser und Schüler von diesem sonst nicht genauer bekannten Zustand eine Beschreibung zu geben. Ganz systematisch tut das denn auch Gottsched: er schildert in § 4 die äusseren Umstände, unter denen die Schäfer leben, ihre sozialen Verhältnisse, Kleidung, Nahrung u. s. w., in § 5 ihren Verstand, Kenntnisse, Fertigkeiten, in § 6 ihren Willen, Charakter u. s. w., dann endlich verweilt er ausführlich bei der Liebe.

Dass diese Paragraphen um des praktischen Zweckes willen geschrieben sind, erkennt man namentlich am § 5, dessen Angaben deutlich nur gemacht werden, um eine korrekte Nachahmung zu ermöglichen, vergleiche besonders den Schlusssatz: daher lieben sie Erzählungen und vertiefen sich, nach Art einfältiger Leute, zuweilen in besonderen Umständen und solchen Kleinigkeiten, die nicht ebenso nötig zu wissen wären.

Indessen, wenn auch Gottsched zu seiner Schilderung durch einen praktischen Zweck veranlasst wurde, so könnte er sie darum doch mit innerem sehnsuchtsvollem Anteil geschrieben haben und man meint, etwas von solchem Anteil aus den ersten Sätzen des § 4 herauszufühlen. Allein ich glaube, es handelt sich da um eine Täuschung; wir tragen unser Gefühl in die Worte hinein. Schlagen wir die Atalanta auf, so finden wir jedenfalls nur ein entsetzlich einförmiges und ödes Gerede über Liebe, Sprödigkeit u. s. w., irgend welche anderen Motive, die dem Bilde idyllischen Reiz geben könnten, werden nicht verwertet. Praktisch ist also auch Gottscheds Schäferspiel lediglich Erotik.

IV. Zusammenfassung und Abschluss.

Ich versuche nun, die Resultate der bisherigen Betrachtungen zusammenzufassen und abzurunden.

Das Zeitalter der Aufklärung hat überall den Begriff des einzelnen Individuums an die Spitze ethischer Reflexionen gestellt. So ist in Wolffs Ethik die Vollkommenheit unser und unseres Zustandes die letzte Absicht unserer freien Handlungen und die Ehre Gottes sowie das allgemeine Beste ist nur deshalb ein Ziel unseres Handelns, weil beides zu befördern mit unter die Vollkommenheiten unserer Natur gehört. Die Vollkommenheit ist zugleich die höchste Glückseligkeit

des Menschen und Wolff versäumt nicht, dieses seinen Lesern nachdrücklich einzuschärfen und sie darauf aufmerksam zu machen, dass sie nur durch Beförderung ihrer Vollkommenheit zur Glückseligkeit gelangen können. Freilich leitet er unsere Pflichten nicht eigentlich aus diesen Reflexionen ab, sondern er beruft sich da auf ein Gesetz der Natur, das uns gebietet, nach der Vollkommenheit zu streben und nach allen den Dingen, die unsere Vollkommenheit befördern, d. h. nach allem Guten. Die Vorstellung des Guten nämlich, also dessen, was unsere Vollkommenheit erhöht, bringt Lust, und dadurch wird unsere Seele determiniert, das Gute zu wollen. Dass jedes Ereignis eine ganz bestimmte Wirkung hat und keine andere, dass also die Dinge, die wir gut nennen, eben die Wirkung haben, unsere Vollkommenheit zu erhöhen, liegt in der Natur der Dinge, in den Gesetzen des Weltlaufs, und dass wir wollen müssen, was unsere Vollkommenheit befördert und dessen Vorstellung uns daher Lust bringt, das liegt in der Natur unserer Seele, ist ein psychologisches Gesetz^{*)}. Wir müssen also das Gute wollen, wenn wir es nur recht erkennen, und dass wir so durch die Natur der Dinge und unserer Seele dazu bestimmt sind, das Gute zu tun, dieser Gedanke hat für Wolff noch eine selbständige Kraft als Motiv zum sittlichen Handeln, noch über den von ihm behaupteten Zwang des psychologischen Gesetzes hinaus gehabt. Aber er lockt ausserdem, wie schon gesagt, nachdrücklich mit allerlei eudämonistischen Erwägungen und geht darin so weit, dass er nicht nur die Identität von Vollkommenheit und Glückseligkeit betont, sondern auch die Behauptung aufstellt, dass gar oft auf gute Handlungen Glücksfälle, auf böse aber Unglücksfälle durch die Veranstaltung Gottes erfolgen.

In populärer Reflexion wird die individuelle Glückseligkeit als letztes Ziel des menschlichen Strebens noch unverhüllter hervorgetreten sein. Auch bei Thomasius ist das der Fall: er erklärt ganz direkt, die Sittenlehre sei nichts anderes als eine Lehre, die den Menschen unterweist, worinnen seine wahre und höchste Glückseligkeit bestehe, wie er dieselbe erlangen und die Hindernisse, so durch ihn selbst verursacht worden, ablegen und überwinden solle^{**}).

Dieser individualistische Eudämonismus war schon im Altertum vorhanden: Antisthenes und Aristipp, Stoiker und Epikurier waren

^{*)} Deutsche Ethik § 3 ff. und das dort Zitierte. Vgl. auch Metaphysik § 878.

^{**}) Einleitung zur Sittenlehre, Kap. 2, § 1.

darin einig, dass das individuelle Glück das Ziel menschlichen Strebens sei. Fast überall kommt man von dieser Prämisse aus schliesslich zu einem Resultat, das freilich nicht immer in gleicher Schroffheit formuliert wird: der Mensch soll seine Glückseligkeit in sich selbst suchen, er soll sich unabhängig machen von den Wechselfällen des Weltlaufs. Als Forderung voller Bedürfnislosigkeit hat dieses Antisthenes ausgesprochen; Aristipp selbst hat allerdings die Folgerung nicht gezogen, aber in seiner Schule kam sie allmählich in die Höhe und bei Epikur ist das höchste Gut der Seelenfriede, der gewahrt bleiben kann und muss, auch wenn alle äusseren Güter und Genüsse fehlen. Freilich sind auch diese nicht wertlos, auch sie tragen, wenn man sie eben hat, zur Glückseligkeit bei und der Weise darf sie geniessen, vorausgesetzt, dass er sich durch sie nicht aufregen, nicht aus seinem Seelenfrieden bringen lässt. Geistige Genüsse sind den sinnlichen vorzuziehen.

Ähnliche Ansichten, die also von der allgemeinen Prämisse aus naheliegen, werden auch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland ausgesprochen. So erklärt Thomasius in seiner Einleitung zur Sittenlehre Kap. 2, § 65, die grösste Glückseligkeit des Menschen sei eine ruhige Belustigung, welche darin bestehe, dass der Mensch weder Schmerzen noch Freude über etwas empfinde und in diesem Zustande sich mit anderen Menschen, die eine dergleichen Gemütsruhe besitzen, zu vereinigen suche. Ausdrücklich bemerkt er, das sei dasselbe, worauf die alten Weltweisen ihr Absehen gerichtet, wenn sie das höchste Gut in einer Gemütsruhe oder in einer Belustigung des Gemüts gesucht hätten. Aufs engste hängt dann die Glückseligkeit mit der Liebe zu anderen tugendhaften Menschen zusammen, was hier nicht genauer ausgeführt zu werden braucht.

Unbedingt nötig zur Glückseligkeit sind nur Weisheit und Tugend, auch die Gesundheit ist nur schwer zu entbehren, alle Güter des Glückes aber sind blosser Zieraten, die zwar, wenn man sie hat und richtig, d. h. im Sinne der vernünftigen Liebe, verwendet, ohne sich durch sie aus der Ruhe bringen zu lassen, die Glückseligkeit noch vermehren, die man aber leicht entbehren kann. Thomasius führt das im Einzelnen aus: fehlt der Reichtum, so fehlen auch die Sorgen, wie man ihn anwenden soll; durch Rat und Beispiel kann man den Menschen ebenso viel nützen wie durch Geld; ein Zufriedener sei allezeit reich, ein Unzufriedener arm. Bei der Ehre, d. h. hohe Stellung, Macht, ist Verfasser weniger ausführlich: ein Zierat ist auch sie, da sie die Möglichkeit bietet, Tugendhaften Gutes zu tun, da man dieses aber auch

auf andere Weise kann, so lässt sich die Ehre auch leicht entbehren*) u. s. w.

Thomasius bemerkt, es werde freilich auf allen hohen und niederen Schulen gelehrt, dass Reichtum und Ehre nicht die höchsten Güter seien; aber die Menschen rennen trotzdem danach. Dem gegenüber weist er nun in seiner „Ausübung der Sittenlehre“ Kap. IX ff. ausführlich nach, wie schädlich unserer wahren Glückseligkeit dieses Rennen nach den äusseren Gütern, wie schädlich der Ehrgeiz, der Geldgeiz und auch die Wollust seien, wie wenig Befriedigung ein Wollüstiger, Ehrgeiziger, Geldgeiziger finden kann, wieviel Unruhe und Vordruss diese Leidenschaften mit sich bringen. Ein Wollüstiger z. B. hat nicht immer Gelegenheit, sich seine Genüsse zu verschaffen und ist dann verdriesslich; vieles stört und ärgert ihn, was einem anderen gleichgiltig ist; die unschmackhaftesten Speisen und Getränke sind die gesündesten, aber indem der Mensch sich gekünstelte Speisen zubereitet, reizt er sich an, immer mehr zu essen als seine Natur fordert; die einfache Speise kann man immer geniessen, vor der gekünstelten bekommt man bald Überdross und muss also auf immer neue Erfindungen bedacht sein u. s. w. Gegen die Wollust des Leibes ist Thomasius sehr scharf aufgetreten, sie ist ihm überhaupt nichts, was das Glück des Menschen jemals vermehren könnte, sondern sie ist als eine unruhige, unordentliche und empfindliche Belustigung unter allen Umständen vom Übel. Vgl. Einleitung Kap. 2, § 129. — Die Erörterungen über Ehrgeiz und Geldgeiz will ich nicht wiedergeben, sondern nur noch fol-

*) Man sieht, vom Gebrauch der Glücksgüter hat Thomasius eine hohe Vorstellung. Wie charakteristisch ist es aber, dass auch bei der Ehre, die doch alle hohen Staatsämter mit umfasst, immer nur von einer Förderung des einzelnen Tugendhaften die Rede ist, mit keinem Worte aber von Verdiensten um den Staat! Die elenden politischen Verhältnisse Deutschlands trugen wohl dazu bei, einen Gedanken daran nicht aufkommen zu lassen. Bisweilen vergisst man auch, dass der Mensch im Amt wenigstens den Einzelnen wohlthun kann und das Amt wird lediglich betrachtet als eine Würde und Bürde, die der Tor erstrebt, der Weise verschmätzt. So in einer Stelle aus Hagedorns Gedicht „Horaz“:

Ein Tor eilt stets auf neue Wirbel los:
Ein Weiser ist auch in der Stille gross.
Ein Tor bedarf der Ämter und Geschäfte:
Der Wanduhr gleich giebt das Gewicht ihm Kräfte:
Sonst kaum bemerkt, von eignen Trieben leer,
Blieb er ein Tor; durch Würden wird er mehr.
Wie sehnt Servil sich nach Berufsbeschwerden,
Boträchtlicher und hochgestellt zu werden!

genden allgemeinen Satz anführen: Wie die vernünftige Liebe allezeit beständig ist, also ist die unvernünftige Liebe allezeit ihrem Wesen nach veränderlich und unbeständig, indem sie ordentlich durch den Genuss desjenigen, was sie zuvor noch so emsig verlangt hat, einen Ekel überkommt, ob sie schon überhaupt begehret, dass ihr Vergnügen, das sie in dieser Veränderung oder in denen Dingen, darauf sie füllet, sucht, ewig dauern möge*).

Auch das erwähnt Thomasius, dass der Ehrgeiz aus der Ungleichheit der Stände, die Wollust aus dem Reichtum, der Geldgeiz aus der Armut, diese beiden also aus der Einführung des Eigentums entsprungen seien. Doch wirft er diese Bemerkung nur so hin, unter Berufung auf die mir unbekanntere Geschichte der Sevaramben, irgend welche kulturfeindliche Folgerungen knüpft er nicht an. Auch bei einer anderen Gelegenheit heisst es nur, die menschliche Gesellschaft, in der wir leben, sei nicht so vollkommen, wie sie sein sollte und könnte. Freilich setzt Thomasius im ersten Kapitel der „Ausübung“ auseinander, dass die Menschen fast alle unglücklich sind, weil die Laster in der Welt herrschen statt der vernünftigen Liebe und der Tugenden, aus denen sie besteht; aber zu einer Ablehnung der Kultur kommt er doch nicht.

Etwas anders liegt die Sache bei Wolff. Die Glückseligkeit des Menschen besteht nach ihm in einer beständigen Freude, die sich weder in Traurigkeit verkohret, noch Traurigkeit gebietet; dabei ist aber Wolff durchaus nicht so gleichgültig wie Thomasius gegen den Genuss der Sinne und gegen äussere Güter, sondern beides gehört durchaus mit zur Vollkommenheit des Menschen. Was die sinnlichen Genüsse

*) Ausübung Kap. 1, § 39. — Mit Rücksicht auf Haller sei hier in der Anmerkung darauf hingewiesen, dass für Thomasius auch die Beschäftigung mit den Wissenschaften vom Übel ist, wenn sie den Menschen von der Erkenntnis seiner selbst abführen „alswie z. B. bei denen geschieht, die sich in der Physik und den mathematischen Wissenschaften allzu sehr vertiefen“. Thomasius weiss wohl, dass die Erfindung neuer Wahrheiten dem Menschen einen grossen Genuss gewährt, aber, abgesehen von allem anderen, es ist keine ruhige Belustigung, sondern den Menschen erfasst, wenn er einmal da hineingeraten ist, eine unruhige Begierde, immer mehr und mehr zu entdecken, sodass die Belustigung, die ein Mensch in Erforschung solcher Sachen empfindet, mit dem Vergnügen eines durstig gewordenen Menschen zu vergleichen ist, der ein liebliches Getränk getrunken, welches aber den Durst nicht stillt, sondern denselben noch stärker zu erwecken vermögend ist. Einleitung Kap. 2, § 47 ff. Vgl. dazu Alpen, V. 85:

O Witz! Des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnügt?
Er kennt den Bau der Welt und stirbt sich unbekannt.

anlangt, so soll man allerdings z. B. nicht aus blosser Wollust essen, d. h. ohne Bedürfnis; zur Sättigung aber ist eine Speise, die gut schmeckt, einer weniger gut schmeckenden vorzuziehen, vorausgesetzt, dass beide gleich gesund sind, und überhaupt, es „gehört mit zu der Glückseligkeit des Menschen, wenn er essen und trinken kann, was ihm wohlschmeckt“. Natürlich warnt Wolff vor Missbrauch und wendet sich gegen die Wollust, die um des sinnlichen Genusses willen irgend welche Pflichten versäumt. — So ist auch das Geld an sich allezeit gut, und der Mensch ist verbunden, soviel zu erwerben, als er kann, vorausgesetzt, dass er dadurch weder sich um sein Leben, Gesundheit und Vergnügen bringt, noch anderen dadurch Eintrag tut. Gebrauchen soll man es, um seinen Leib, wie es die Notdurft und der Wohlstand erfordert, zu versorgen, anderen in ihrer Not auszuweichen, und sich und anderen eine vergnügte Stunde zu machen, und was zur Erlernung der Wissenschaften und Künste nötig ist, zu verschaffen. — Äusserst lehrreich für Wolffs ganze Auffassung ist eine Erörterung in seiner Politik (vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen, 1721) § 211. Er hat auseinandergesetzt, der Mensch brauche die Unterstützung seiner Mitmenschen, wenn er die möglichste Vollkommenheit seiner Seele, seines Leibes und seines Zustandes erreichen wolle und deshalb sei ein gesellschaftliches Leben nötig; hiergegen, sagt er, könnte man einwenden, der Überfluss mache den Menschen die meiste Mühe in der Welt und würde es solcher Weitläufigkeiten gar nicht brauchen, wenn man, wie die Tiere, damit zufrieden wäre, was die Notdurft des Leibes erforderte. Wolff giebt zu, dass einige Menschen einen Überfluss in Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräte suchen, so dass sie es nicht allein entbehren können, sondern auch aus verschiedenen Gründen sollten; ferner, dass in der Tat viele Dinge so beschaffen sind, dass das menschliche Geschlecht deswegen nicht unglücklich sein würde, wenn man sie gleich gar nicht hätte. Indessen, meint Wolff, darum braucht man diese Dinge nicht gleich wegzuwerfen, und ebenso, wenn manche Menschen in Nahrung, Kleidung u. s. w. einen Aufwand treiben, der mit ihren sonstigen Pflichten nicht vereinbar ist, so brauchen darum noch nicht die anderen, die einen solchen Aufwand ihren ganzen Verhältnissen nach ohne Pflichtverletzung machen können, ihn auch vermeiden. Im Gegenteil, es ist nötig, dass die Menschen, die es dazu haben, sich auch überflüssiges anschaffen, nicht nur, weil das die Pflicht gegen sie selbst fordert, sondern auch, weil sie auf diese Weise vielen Armen Gelegenheit geben, sich durch Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen, was besser ist, als wenn die Reichen den Armen

Geld schenken. Den Schluss des Paragraphen drucke ich wörtlich ab: Endlich ist es wohl wahr, dass bei der schlechten Lebensart der Alten, da sie gar wenig gebrauchten, das menschliche Geschlecht sowohl ist fortgepflanzt worden, als jetzt bei politen Völkern geschieht: allein wer begreifen will, welche Art des Lebens der anderen vorzuziehen, der darf nur ungearteter Völker, dergleichen man noch in der Welt antrifft, Lebensart gegen die unsere halten; so bin ich versichert, er werde die unsere mit der ihrigen nicht zu vertauschen verlangen. — Das ist also eine entschiedene Bejahung der Kultur, und die sichere Zuversicht, mit der Wolff den letzten Satz ausspricht, lässt darauf schliessen, dass ihm damals — 1721 — noch nichts von einem hinausträumen in glückliche Urzustände zu Ohren gekommen war.

Bei Wolff also treten die oben skizzierten Folgerungen nicht hervor; ich glaubte aber seine Abweichung ausdrücklich erwähnen zu sollen, um nicht den falschen Schein zu erregen, als seien alle damals derselben Ansicht gewesen. Wie nun Wolff zu seinen Überzeugungen gekommen ist, braucht hier nicht untersucht zu werden; es genügt für unseren Zweck vollständig, jene oben geschilderten Tendenzen überhaupt in der theoretischen Reflexion der Zeit in Verbindung mit dem Prinzip des individualistischen Eudämonismus nachgewiesen zu haben, eben bei Thomasius. Ähnliche Anschauungen, wie bei ihm haben wir im Verlauf unserer Untersuchungen schon mehrfach kennen gelernt: in den Abenteuern des Orestes spielen sie eine flüchtige Rolle, bei Haller und Hagedorn treten sie auf, mit religiöser Beimischung finden wir sie bei Schnabel und ganz von religiösen Tendenzen getragen bei Paramund. Es soll nun natürlich nicht behauptet werden, dass alle die genannten und ihre damaligen Gesinnungsgenossen von Thomasius abhängig seien. Allordings wurde seine Sittenlehre viel gelesen: die Einleitung liegt mir in fünfter Auflage vom Jahre 1719, die Ausübung in vierter Auflage von 1808 vor. Das beweist wenigstens, dass seine Anschauungen vielen Leuten bekannt sein konnten und auch wohl, dass sie bei vielen Anklang fanden: aber eine direkte Abhängigkeit braucht man doch nicht anzunehmen. Die Gedanken lagen eben von der allgemeinen Prämisse des individualistischen Eudämonismus aus nahe und sie waren im Laufe der Weltgeschichte oft genug bereits ausgesprochen, um auf den verschiedensten Wegen zur Kenntnis der damaligen Menschen zu kommen; Reminiscenzen aus der Antike waren vorhanden und konnten von jener allgemeinen Prämisse aus als einleuchtend aufgefasst werden, ja selbst im Christentum liegt ja die Tendenz auf Einfachheit der Lebensführung u. s. w., und die Ansichten

Paramunds gehen wohl ohne weiteres auf sein pietistisches Christentum und nicht auf eine philosophische Reflexion zurück. So konnte sich jeder seine eigenen Ansichten bilden, die voneinander im einzelnen mannigfach abwichen. Uranophilos in den Abenteuern des Orestes lebt ohne Reichtum glücklich, beschäftigt mit Poesie, Wissenschaft und dem Streben nach Selbsterkenntnis: hier ist der Poesie eine Bedeutung beigemessen, welche Thomasius schwerlich anerkennen würde. Manches auch im einzelnen gemein mit Thomasius hat Haller, aber der Liebe steht er viel freier und liberaler gegenüber als jener. Hagedorn gar mit seiner Freude an Weine und am Liebchen würde in Thomasius' Augen ein arger Wollüstiger sein. Aber trotz solcher Verschiedenheiten, gemeinsam ist allen der Grundzug, die Betonung der inneren Glückseligkeit mit den Kennzeichen des ruhigen, friedlichen, ungestörten, zufriedenen und dem gegenüber die geringere Schätzung oder gar Verachtung der äusseren Güter.

Ich habe diese Ansichten bisher nur betrachtet als theoretische Folgerungen aus der Prämisse des eudämonistischen Individualismus. Sie können aber natürlich auch mit dem Gefühlsleben in Beziehung stehen und dann von hier aus um so grössere Überzeugungskraft gewinnen. Die Beziehung zum Gefühlsleben ist auf zwei Wegen möglich, auf einem direkten und einem indirekten.

Auf dem ersteren wird sie vorhanden sein bei den Männern, die von Natur Empfänglichkeit haben für einfache Genüsse, wie Hagedorn: bei ihm entsteht, wie oben auseinander gesetzt, durch die Kombination dieser Empfänglichkeit mit jenen Ansichten eine mit Bewusstsein erlebte Idylle. Auch Brockes sei hier genannt, dem seine religiöse Weltanschauung dieselben Dienste tat, wie Hagedorn seine philosophische. Beiden Männern aber fehlte die epische Fantasie und beide haben ihre idyllische Stimmung nur rein lyrisch ausgesprochen, wenn man nicht etwa Hagedorns verliebten Bauern als mehr objektive Gestaltung gelten lassen will.

Auch bei Schnabel dürfen wir wohl annehmen, dass er selbst für jene einfachen Genüsse empfänglich war, welche das Leben seiner Helden schmücken, und auch er teilt ja die mehrfach skizzierten allgemeinen Überzeugungen. Aber bei ihm treten diese auch auf dem zweiten obengenannten Wege zum Gefühlsleben in nähere Beziehung, auf dem Umwege über die Satire.

Satire finden wir häufig in jenem moralisierenden Zeitalter. Sie bezieht sich entweder auf einzelne Torheiten und Laster, wie bei

Hagedorn und Brockes, oder sie ist total, tritt als völlige Verwerfung des gegenwärtigen Weltzustandes auf: so bei Faramund, Haller, Schnabel.

Satire an sich, sowohl die partielle als die totale, ist nicht nur möglich, wenn der betreffende Satiriker irgendein bestimmtes Lebensideal hat: es giebt Satiriker, die an allem möglichen herumnörgeln, ohne dass man entdecken könnte, wie denn eigentlich ihrer Ansicht nach die Welt besser eingerichtet sein sollte. Ist ein bestimmtes Lebensideal da, so ist auch totale Satire nicht nur bei einem solchen möglich: hätte im Anfang unseres achtzehnten Jahrhunderts jemand gelebt mit starkem Nationalgefühl, mit regem Sinn für staatliches Leben, so hätte er mit diesem Lebensideal eine totale Satire schreiben können. Faramund, Haller und Schnabel nun hatten ein bestimmtes Ideal und zwar hatten sie das oben charakterisierte Ideal.

Bei der Satire kann das Gefühl in verschiedenem Grade erregt sein. Ich nehme dabei den Begriff „Satire“ im weitesten Sinne, sodass er auch die ruhigste Kritik mit umfasst. Eine gewisse Beteiligung des Gefühls ist freilich auch hier wohl immer vorhanden, das schlechte und verkehrte giebt uns oben Unlust; doch braucht dieses Gefühlselement nicht stark hervorzutreten und es tritt nur wenig hervor bei Faramund.

Von diesem geringen Grade der Gefühlsbeteiligung führt eine Stufenleiter empor zu den Fällen, wo der Mensch in höchster leidenschaftlicher Entrüstung sich abwendet von den Fehlern und Torheiten der Welt. Wenn in diesen Fällen einer stärkeren Gefühlsbeteiligung dem vorabscheuten Weltbilde ein positives Lebensideal gegenübersteht, so tritt dieses unter Umständen wenigstens indirekt in Beziehung zum Gefühl: wenn der Mensch die Wirklichkeit mit leidenschaftlicher Abneigung betrachtet, kann sich leicht ein starkes entgegengesetztes Gefühl an das positive Lebensideal hängen. Kann, sage ich, nicht muss: es giebt Personen, die eine grosse Fähigkeit haben, sich zu entrüsten, die aber auch bei dieser Entrüstung stehen bleiben. Es handelt sich da um eine individuell verschiedene Disposition zu den einzelnen Stimmungsarten, die wohl nicht weiter ableitbar ist. Man könnte versuchen, sie mit der verschiedenen Lebhaftigkeit der Fantasiebilder in Verbindung zu bringen, und gewisse Beziehungen zwischen beidem sind auch vorhanden. Wer jene der Entrüstung entgegengesetzten Gefühle in einiger Stärke schon hat, der wird den Antrieb fühlen, sich das Gegenbild im einzelnen auszumalen — ob es gelingt, hängt natürlich von der Fähigkeit seiner Fantasie ab. Gelingt es, so wird das Gefühl bestimmter ge-

färbt und jedenfalls auch stärker, da nun die von der Fantasie geschaffenen Situationen selbständig locken. Nur verstärkend also auf ein bereits vorhandenes Gefühl wirkt hier die Lebhaftigkeit der Fantasie. Möglich wäre es allerdings auch, dass die Fantasie durch einen Zufall veranlasst würde, das Gegenbild auszumalen, und nun durch die genau vorgestellten Bilder das Gefühl der Sehnsucht etc. erst erweckt würde. Aber die Disposition für diese Gefühle müsste auch da vorausgesetzt werden; es ist immerhin möglich, dass auch von Personen, die sich von der Welt abkehren, ein Gegenbild interesselos betrachtet wird, einfach, weil die Gefühle der Sehnsucht u. s. w. ihnen nicht liegen. Und das Motiv zum Ausmalen des Gegenbildes wäre wie gesagt ein zufälliges: keinesfalls liegt die Sache so, dass schon durch den blossen Abscheu gegen die Welt die Fantasie den Antrieb erhält, ein Gegenbild auszumalen, sondern sie kann in diesem Falle auch dazu dienen, die mit Abscheu betrachteten Bilder noch zu verzerrern und durch eigene Schöpfungen zu überbieten. — Ist aber einmal die Disposition für die entgegengesetzten Gefühle vorhanden, so wird sie geweckt und verstärkt werden durch die Abneigung gegen die Welt.

Das entgegengesetzte Gefühl wird in seiner Qualität entsprechen der speziellen Qualität der Abneigungsgefühle. Ist die Satire eine moralische, fühlt also der Mensch sich durch die Laster und Torheiten der Welt abgestossen, so wird ihm sein Ideal als bewundertes Vorbild erscheinen, ist sie eine eudämonistische, fühlt der Mensch sich unglücklich unter den Einrichtungen der Welt und bedauert die anderen Menschen, die gleichfalls darunter leiden, so wird ihm sein Ideal mehr in die Beleuchtung der Sehnsucht rücken. Übergänge und Kombinationen zwischen beiden Fällen sind natürlich möglich. Im ersteren, wohl kaum im letzteren Falle, kann eine Art Kreislauf sich vollziehen: Es kann zuerst vorhanden sein ein bloss theoretisch konstruiertes Ideal; indem aber der Mensch die Einrichtungen der Welt, die Handlungen der Menschen an diesem Ideal misst und sie als schlecht und töricht erkennt, kann durch diese Erkenntnis, wenn er entsprechend disponiert ist, sein Gefühl in der Form der Entrüstung u. s. w. erregt werden, die nun vielleicht in der eben angegebenen Weise auch dem Ideal selbst eine Beziehung zum Gefühl vermittelt. Dass übrigens die Satire auch ausgehen kann von einem Ideal, das selbst bereits mit dem Gefühl des Menschen verknüpft ist und von ihm getragen ist, versteht sich von selbst. Überhaupt will ich doch ausdrücklich bemerken, dass es mir hier nur darauf ankommt, mir ein paar Begriffe zurecht zu legen, die gerade für diese Arbeit von Bedeutung sind, dass

ich aber nicht die Absicht hatte, im vorstehenden eine vollständige Theorie der Satire auch nur in ihren Grundzügen zu geben.

Haller, Faramund und Schnabel haben alle drei zum Ausdruck ihrer Satire sich eines Gegenbildes bedient, und bei allen dreien war gemäss ihrem Lebensideal dieses Gegenbild so beschaffen, dass es zur Entwicklung idyllischer Motive an sich wohl geeignet gewesen wäre. Doch ist eine solche Entwicklung bei den dreien in sehr verschiedenem Maasse eingetreten. Faramund, der sich sein Gegenbild erfand und übrigens ganz von lediglich satirischen Stimmungen beherrscht war, stattete es fast nur mit negativen Zügen aus, mit solchen, die ganz direkt seiner Satire dienten; Haller, der ein brauchbares Gegenbild vorfand, beschrieb dieses nach dem Leben und gab somit allerdings auch Züge, die über das bloss Negative hinausgehen, aber erstens ist ihm das Leben der Alpler als Gegenbild zur moralisch-satirisch betrachteten Welt hauptsächlich ein Objekt ethischer Billigung und Bewunderung, während das bloss Glück seiner Helden, dieser Begriff losgelöst von dem der Tugend, ihm allerdings wohl auch, aber doch durchaus nicht in gleichem Masse wichtig ist, und zweitens, jedenfalls bleibt dieses Glück das ganz allgemeine konstruierte Glück der Tugend, und verkörpert sich, vorsichtig gesprochen, fast nirgends in bestimmten Anschauungen und Situationen; selbst wo der Stoff dem Dichter solche entgegentrug und Haller sie auch aufnahm, hebt er ihren Freudeninhalt nicht hervor und scheint ihn auch selbst nicht empfunden zu haben — abgesehen vielleicht von einigen ganz wenigen Ausnahmen. Auch die Alpen sind eine Satire mit Gegenbild.

Endlich Schnabel. Auch er erfindet sich ein Gegenbild, aber seine Fantasie stattet es ihm mit reichen positiven Zügen aus. Die Helden des Gegenbildes sind tugendhaft und glücklich, und auf letzterer Eigenschaft liegt bei Schnabel der Hauptnachdruck. Indem er sein Gegenbild nach dieser Richtung hin ausmalte und die Idylle Albert — Concordia dichtet, verliert er die europäische Welt völlig aus den Augen. Er vertieft sich ganz in diese Situationen, er ist ganz darin zuhause; und man gewinnt den Eindruck, dass er in diesen Partien doch nicht nur ein sehnsuchtsvoll betrachtetes Gegenbild ausmalte, sondern dass sie einen direkteren Ursprung in seinem Herzen haben. Es war ihm wohl selbst vergönnt, wenigstens eine Zeit lang ein idyllisches Glück der Liebe, des Naturgenusses, des stillen Schaffens zu geniessen und so die Stimmungen kennen zu lernen, die er in seinem Buche objektivierte. Freilich, theoretisch möglich wäre es auch, dass ihm das eigene Leben derartiges nicht bot, oder dass er, wenn es ihm geboten wurde,

es vermöge jener in den letzten Zeilen von S. 310 angedeuteten inneren Störungen nicht recht geniessen konnte, dass er also nur etwa bei anderen gesehenes idyllisches Glück durch Substitution nacherlebte, ja dass er auf sein ganzes Bild nur vom Gegensatz her kam und nun, als seine Fantasie es ihm ausmalte, Freuden genoss, die die Wirklichkeit ihm versagte; aber auch in diesen Fällen wäre festzuhalten, dass bei ihm das idyllische Bild in einer ganz direkten, äusserst innigen Beziehung zum Gefühlsleben stand, dass es selbständigen Gefühlswert für den Dichter hatte und aus dem Rahmen eines blossen Gegenbildes zur Satire völlig heraustrat. Hat Schnabel keine wirklichen Idyllen gelebt, so hat er doch in der Fantasie jedenfalls ihre Freuden so gut zu würdigen verstanden, wie Brockes und Hagedorn in Wirklichkeit. Man könnte sich vorstellen, dass die idyllische Situation den Dichter zuerst reizte und dann erst mit den satirischen Bestandteilen des Buches kombiniert wurde. Doch sage ich das nur, um die hohe Selbständigkeit der idyllischen Partien zu betonen, irgendeine bestimmte Vermutung lässt sich darüber nicht aufstellen. Übrigens könnte Schnabel seinen äusseren Umständen nach recht wohl Idyllen erlebt haben, und zum mindesten das Naturgefühl, das seine Helden auszeichnet, wird auch ihm selbst in den Wäldern des Harzes glückliche Stunden bereitet haben. —

Vor der Insel Felsenburg findet sich also totale Satire mit Aufstellung eines kritisierenden Gegenbildes, aber idyllische Motive finden sich nur als erlebt bei Brockes, als in der Fantasie nacherlebt vielleicht in einigen Versen Hallers. Die Robinsonaden der Zeit haben nichts Idyllisches, auch, soweit sie mir bekannt sind, keine deutliche erkennbare Unzufriedenheit mit dem Zustande der Welt, und jedenfalls kein Hinausträumen aus ihr. Auch im Publikum war damals weder für die Idylle noch für ein solches Hinausträumen in irgend erheblichem Masse Empfänglichkeit vorhanden, was sich eben aus der Beschaffenheit der Robinsonaden ergibt; für den Anfang des Jahrzehnts sei auch nochmals an die oben citierte Äusserung Wolffs in der Politik erinnert.

Würzburg.